

**PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren  
im Ausland**

# **Newsletter 2017**

**herausgegeben**

**von Gabrielle Alioth und Hubert Dammer**



## **Inhaltsverzeichnis**

<b>Vorwort</b>	<b>5</b>
<b>Mitteilung des Schatzmeisters</b> (ad interim)	<b>6</b>
<b>Neue Mitglieder</b>	<b>7</b>
Geraldine Gabor	7
Jana Jürß	7
Petra Mattfeldt	7
Gerald Uhlig-Romero	8
<b>Verstorbene Mitglieder</b>	<b>9</b>
Farewell to Egon Schwarz (1922-2017) by Paul Michael Lützeler	9
Egon Schwarz - Erinnerungen von Reinhard Andress	11
<b>Auszeichnungen</b>	<b>14</b>
Verleihung des Ovid-Preises an Guy Stern	14
Bosnischer Literaturpreis für Gino Leineweber	23
Verdienstorden des Freistaates Sachsen für Freya Klier	23
<b>Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder</b>	<b>24</b>
<b>Writers-in-Prison</b>	<b>28</b>
PEN WiP-Konferenz in Lillehammer - Bericht von Stefanie Golisch	28
Writing for Writers - von Burkhard Bierschenck	34
<b>Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen</b>	<b>35</b>
Hinweise	35
Veranstaltungen	35
Publikationen	39

<b>Literarische Vorstellungen – Axel Reitel</b>	<b>40</b>
Drei Welten. Drei Texte	41
Aus alten Archiven	41
Friedrichshagen	41
Da waren Habenichtse in der Luft	43
<b>Beiträge</b>	<b>46</b>
Maya Hostettler: Los Angeles – Immer wieder	46
Frederick A. Lubich: Per Aspera Ad Astra – Eine Hommage an Guy Stern	50
Frederick A. Lubich: Vom Kinderkönig in Wien zum Kaffeehauskönig von Berlin	61
Gino Leineweber: Lyrik leben - für Emina Čabaravdić-Kamber	62
Marko Martin: „Eine entfernte Möglichkeit des Guten ...“ –Zum 30.Todestag von Primo Levi	66
<b>Impressum, Nachweise</b>	<b>71</b>

## Vorwort

Liebe Mitglieder,

ich schreibe das Vorwort zu diesem PEN-Newsletter mit gemischten Gefühlen. Ab Ende 2017 werden – wie Sie dem Protokoll unserer Mitgliederversammlung entnehmen konnten – unsere Publikationen andere Formen annehmen. Die PENinfo wird von Burkhard Bierschenk neu gestaltet und zu einem Literaturblatt mit Schwerpunkt Exil werden. Der bisherige PEN-Newsletter soll weiterhin über Ihre Tätigkeiten, Veranstaltungen und Publikationen informieren, und Axel Reitel und Hubert Dammer arbeiten derzeit an einem neuen Konzept dafür. Gemischt sind meine Gefühle deshalb, weil sich in den Jahren, in denen ich unsere Publikationen betreut habe, viele schöne und spannende Kontakte mit Ihnen ergeben habe, und das werde ich vermissen. Auf der anderen Seite freue ich mich, dass die Publikationen, ganz im Sinne von Ovids „Omnia mutantur, nihil interit – Alles verändert sich, nichts vergeht“, ein neues Leben erhalten, und dies bringt mich zum Schwerpunkt dieses Newsletters, der im Zeichen von zwei zeit- und alterslosen Autoren steht: Ovid und Guy Stern.

Am 14. März dieses Jahres wurde in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt unserem langjährigen Mitglied und Vorstandsmitglied Guy Stern für sein Lebenswerk der erste Ovid-Preis verliehen, und Sie finden in dieser Ausgabe unter „Ehrungen“ u.a. die Laudatio von Renate Ahrens und die Danksagung von Guy Stern. Zudem hat Frederick A. Lubich eine umfassende Würdigung von Guy Sterns Leben und Wirken für uns geschrieben, die Sie unter „Beiträge“ lesen können. Gleichzeitig wurde auf Ende 2017 der nächste Ovid-Preis ausgeschrieben, für den Sie sich mit einer in den letzten zwei Jahren erschienenen Publikation bewerben können. Informationen dazu finden Sie auf unserer Website.

Ich hoffe, dass auch die anderen Informationen und Beiträge in diesem Newsletter auf Ihr Interesse stoßen und danke Ihnen für Ihre Mitteilungen und Anregungen. Wir freuen uns, auch weiterhin von Ihren Tätigkeiten zu hören, und ich bitte Sie, diese von nun an Axel Reitel (Mail: [axel.reitel@berlin.de](mailto:axel.reitel@berlin.de)) zu schicken.

Mit den besten Wünschen für einen schönen und kreativen Sommer und herzlichen Grüßen



Ihre Sekretärin

*Gabriele Albrecht*

## Mitteilung des Schatzmeisters (ad interim)

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

ich bedanke mich bei all jenen, die unsere Frühzahlerregelung genutzt und ihren Mitgliederbeitrag für 2017 bereits einbezahlt haben.

Für alle, die den Beitrag für 2017 noch nicht entrichtet haben:

- Sie können entweder €70 überweisen an:

Gabrielle Alioth, Credit Suisse

IBAN: CH02 0483 5138 0290 3100 1

BIC: CRESCHZZ80A

mit dem Vermerk „Jahresbeitrag PEN 2017“,

- oder \$70 als personal check einer US-Bank an  
Fred Viebahn, 1757 Lambs Rd. , Charlottesville, VA 22901 USA  
schicken, ausgestellt auf „Fred Viebahn, PEN“.

**Wir bitten Sie dringend, das Konto bei der Kölner Bank nicht mehr zu benutzen. Wir haben keinen Zugang auf dieses Konto und können Ihnen die dorthin bezahlten Beiträge nicht anrechnen.**

Mit Dank und herzlichen Grüßen



## Neue Mitglieder

Wir konnten im letzten halben Jahr vier neue Mitglieder in unserem Zentrum begrüßen:

### *Geraldine Gabor*



Geraldine Gabor ist Übersetzerin (Sprachen: Italienisch, Rumänisch, Spanisch, Französisch, Englisch, Ungarisch). Sie wurde 1958 in Arad, Rumänien, geboren und lebt seit 1977 in Deutschland. 1978-1985 Sprachen-und-Dolmetscherinstitut München (Französisch und Italienisch), Ludwig-Maximilians-Universität München (Italianistik). Sie ist seit 1983 verheiratet mit dem Schriftsteller Ernst-Jürgen Dreyer und hat zwei Kinder (30, 28). Seit 1993 in Kaarst lebend, wohnt sie ab 2007 in Neuss. 1995 wurde sie gefördert durch ein Übersetzer-Stipendium des Kultusministeriums Nordrhein-Westfalen.

### *Jana Jürß*



Jana Jürß, Tochter eines Lehrers und einer Hausfrau, wurde 1970 in Neustrelitz (Mecklenburg/DDR) geboren.

Dort wuchs sie inmitten einer großen Familie auf, mit sechs Geschwistern. Im Jahr 1989 flüchtete sie über Ungarn/Österreich aus der DDR. Lange war sie im Bereich der Wirtschaftsinformatik tätig, vorher und zwischendurch als Fahrradverkäuferin, Bedienung in Lokalen, Fitnesstrainerin sowie in der Krankenpflege. Sie lebte u.a. in Nienburg, München und Stuttgart.

Jana Jürß ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Seit 2005 lebt sie als Schriftstellerin und Publizistin. Sie verfasst u.a. Romane, Erzählungen, Essays, Dramen. Ihre Themen sind Deutsche Geschichte, DDR, aktuelle Zeitgeschichte, das Mitmachen, die kleinen Leute.

### *Petra Mattfeldt*

Petra Mattfeldt wurde 1971 geboren und wuchs in einer norddeutschen Kleinstadt auf. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Rechtsanwalts- und Notarfachangestellten und arbeitete danach als freie Journalistin. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in der Nähe von Bremen.



Unter den Pseudonymen Caren Benedikt und Ellin Carsta wurden bereits mehrere historische Romane veröffentlicht. Mit *Sekudentod* und *Tod und Spiele*, den ersten beiden Fällen des Profilers Falko Cornelsen, ist ihr der erfolgreiche Sprung ins Krimigenre gelungen. Außerdem schreibt sie Kinder- und Jugendbücher.

### **Veröffentlichungen:**

**Caren Benedikt:** *Die Feinde der Tuchhändlerin, Die Duftnäherin, Die Rache der Duftnäherin, Die Kerzenzieherin, Die vierte Zeugin*

**Ellin Carsta:** *Die Heimliche Heilerin, Die Heimliche Heilerin und der Medicus, Die Heimliche Heilerin und die Toten, Die Unbeugsame Händlerstochter, Rebengold, The Secret Healer, Master of Medicine, The Draper's Daughter*

**Petra Mattfeldt:** *Sekudentod, Tod und Spiele, Eiskalte Seelen: Kalender-Thriller, Multiversum, Multiversum Die Rückkehr, Der Jahrbuch Code: SOS EMILIA O., Schattenfeuer, Sternenfeuer*

Weitere Informationen zur Autorin unter:

[www.petra-mattfeldt.de](http://www.petra-mattfeldt.de)

### **Gerald Uhlig-Romero**

Der gebürtige Heidelberger studierte an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien (Max-Reinhardt-Seminar) Schauspiel, Regie und Kulturelles Management. Er arbeitete als Regisseur und Schauspieler an zahlreichen deutschsprachigen Theatern, u. a. als Co-Intendant an der Freien Volksbühne Berlin (1990 bis 1992). Seit 1990 präsentiert er seine bildnerischen Arbeiten, Photos und Installationen auf nationalen wie internationalen Gruppen- und Einzelausstellungen.



Sein Schaffen als Autor umfasst neben 50 verfassten Bühnenstücken zudem die Publikationen „Das Café Einstein Unter den Linden“ (Nicolai-Verlag, Berlin 2001), „Alphabet der Fische. Gedichte und Zeichnungen“ (Lardon-Verlag, Berlin 2004), „Berliner Melange. Geschichten aus dem Café Einstein Unter den Linden“ (Heyne Collection, München 2007), „Und trotzdem lebe ich: Mein Kampf mit einer rätselhaften Krankheit“ (DVA, München 2009), „stoff.wechsel.“ (epubli, Berlin 2012) und „Der charmante Nihilist“ (2013).

Sein 1996 gegründetes **Café Einstein Unter den Linden** ist ein „begehbare Kunstwerk“, ein Ort der Begegnung, ein etablierter Treffpunkt für Wirtschaft, Politik, Medien und Kultur – a social artwork.



## Verstorbene Mitglieder

Am 11. Februar 2017 ist unser Ehrenmitglied Egon Schwarz verstorben.

### *Farewell to Egon Schwarz (1922-2017)*

by Paul Michael Lützeler

Half a century ago, Egon Schwarz and Guy Stern were organizing in a systematic manner a new field of literary research: that of exile literature of the 1930s and 1940s. In both cases this interest had its roots in their experiences as refugees from Austria and Germany. In 1938 Egon Schwarz fled, as a young Jewish man of 16, together with his parents from Vienna to Prague, and from there to France and to Latin America. Under the most horrific circumstances they escaped from a racist regime that left – with the holocaust and a world war – Europe in ruins. Exile and banishment had a deep impact on Egon Schwarz' anti-racist, anti-war, and anti-authoritarian world view, and it formed his humanistic value judgments when dealing with literature in the social context. His books on Hofmannsthal, Rilke, Eichendorff and on Jewish Viennese literature are proof of it. Washington University was lucky to hire him in the early 1960s after he had studied at Ohio State University and the University of Washington, and after serving as instructor and assistant professor at Harvard University. Liselotte Dieckmann, a refugee from Germany as well, hired him. During the late 1960s and early 1970s he chaired the German Department and was able to expand the graduate program. Together with his colleagues David Bronsen and Peter Uwe Hohendahl he started to arrange international and interdisciplinary conferences, and the first one, in 1972, was on Exile literature. The proceedings of this symposium had a lasting impact on further research in this field, both in the U.S. and in Europe.

A few years later he published his autobiography about the ten years in Latin American exile. This book has literary qualities and reads like a picaresque novel; no wonder that it has been translated by Philip Boehm, one of the very best translators from German into American English; and no wonder that it appeared in three editions and is still on the market. Egon Schwarz was not the inhabitant of an ivory tower but saw to it that the results of his studies reached broader audiences beyond the confines of the university. He liked to publish essays and reviews in the Frankfurter Allgemeine Zeitung, and he enjoyed giving interviews to newspapers. In that regard he continued a tradition of faculty members in the Department: Otto Heller, founder of the German Department in the late 1890s and founding Dean of the Graduate School of Arts and Sciences in the 1920s, had been a regular contributor to the St. Louis Post Dispatch at a time when it was one of the best daily papers in the country.

Over time Egon Schwarz received many honors: he became the Rosa May Distinguished University Professor in the Humanities at Washington University in 1976, was elected a member of the German Academy of Language and Literature in 1986, received an honorary doctoral degree both from the University of Vienna and from Washington University as well as the Cotta Prize for Literary Criticism in Stuttgart, and he had visiting appointments in the U.S., Germany and New Zealand.

A few years ago Marcel Lepper saw to it that the Egon Schwarz papers are housed now in the exile literature section of the German Literary Archives in Marbach. His students and colleagues remember him as one of the most humorous, funny, ironic, laconic, melancholic, hospitable, supportive and inspiring persons they have ever met. Egon Schwarz suddenly died on February 11, 2017 in St. Louis. In his other life he is probably fulfilling one of his many wishes he had for the future: to watch again the movies of his favorite actor/director Charly Chaplin.

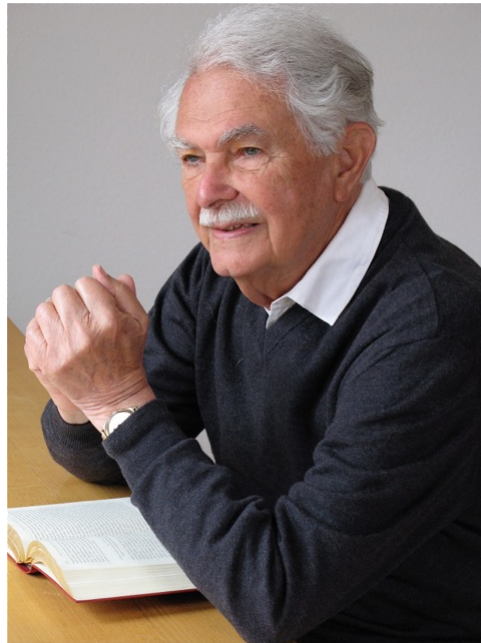
Paul Michael Lützeler

Rosa May Distinguished University Professor in the Humanities at Washington University in St. Louis

(with kind permission of the author)

**Erinnerungen an den Exilanten und Literaturwissenschaftler Egon Schwarz**

**von Reinhard Address**



© Irène Lindgren

Wir haben uns relativ spät kennen gelernt, erst im Jahre 2000, was ich immer bereut habe. Natürlich wusste ich davor von Egon Schwarz – wie hätte das in den Achtzigerjahren als Graduate Student der Germanistik an der University of Illinois auch anders sein können? Ich las seine literaturwissenschaftlichen Ausführungen etwa zu Hesse, Rilke, Thomas Mann, Schnitzler oder allgemeiner zur Exilliteratur und dachte mir, so möchte ich eines Tages schreiben können: nicht verschoben esoterisch übertheoretisierend, sondern elegant, verständlich und einleuchtend eingebettet in einen sozio-historischen Kontext. Ob ich das je geschafft habe, weiß ich nicht, aber ich weiß auf alle Fälle, dass Egons Literaturwissenschaft mir immer ein Vorbild blieb.

Ich kam dann 1993 als Assistant Professor an die Saint Louis University, während sich Egon an der benachbarten Washington University als ehrwürdiger und hoch verehrter Professor befand, was ich natürlich auch wusste. Doch zögerte ich – dummerweise, wie sich herausstellte – die Verbindung zu ihm aufzunehmen. Zu groß war wohl die Ehrfurcht eines angehenden Germanisten vor einer internationalen Koryphäe unseres Fachgebietes. Zufälligerweise brachte uns Frank Baron endlich zusammen. Es gab eine Konferenz für Exilstudien an der University of Kansas, Egon und ich sollten beide dort Vorträge halten, und Frank fragte an, ob ich Egon von St. Louis nach Lawrence fahren könnte. Ich erinnere mich auch gern an die Fahrt durch die Weiten von Missouri nach Kansas, die Egon ausfüllte, indem er mir eine faszinierende Welt langsam erschloss, die so weit über seine Literaturwissenschaft hinausging. Und so kam eine Bekanntschaft, bald Freundschaft in Gang, die für mich mit intellektuell unglaublich reichhaltigen Begegnungen verbunden ist, ob bei gemeinsamen Projekten, den unzähligen, unterhaltsamen Gesprächen oder vorzüglichen Mahlzeiten, ob in St. Louis in seinem gemütlich-magischen Haus mit dem üppigen Garten, in Mexiko, Berlin oder bei uns in Chicago, wo auch meine Studenten ihn als sehr wichtigen und weisen

Zeitzeugen erleben konnten.

Die Gesprächsthemen waren vielfältig: vom Österreich des *fin-de-siècle* bis hin zu allen Epochen der deutschen Literatur, Exil, Weltreisen oder Tagespolitik. Als wir uns zum letzten Mal im Oktober 2016 in Chicago sahen, las ich ihm – er schon halb erblindet – Artikel aus der *New York Times* vor. Wir entsetzen uns über Trump, der ihm nun wenigstens erspart bleibt.

Einerseits war es seine charmant-witzige und spannende Art zu erzählen, die einen zum gebannten Zuhörer machte. Ich erinnere mich noch deutlich an unser Übersetzungsprojekt, die deutsche Version von Benno Weiser Varons spanischem Exilroman *Yo era europeo*, den wir als *Ich war Europäer* übertrugen. Weiser Varon war ein Wiener Jude, den das Exil nach Ecuador und dann weiter in die USA und nach Israel verschlug, für das er jahrelang als Diplomat tätig wurde. In Wien war er Egons Spanischlehrer gewesen. Während eines Freisemesters und Nachmittagsstunden bei Egon zu Hause in St. Louis regte ihn meine Rohübersetzung des Romans immer wieder zu informationsreichen Ausflügen in die Geschichte Wiens zur „Anschluss“-Zeit und in das Thema Exil an. Er hatte die Zeit ja schließlich selbst erlebt. Erst durch Egon begriff ich besser die vielen Phasen des Exils, die wiederum meine Exilstudien stark beeinflussten. Und natürlich gab Egon dann der Übersetzung den stilistischen Schliff, ohne den eine Veröffentlichung 2008 wohl kaum möglich gewesen wäre.

Andrerseits war es aber bei Egon auch eine bei älteren Menschen seltene Gabe, genau zuhören zu können und auf den Gesprächspartner einzugehen, die so viele Menschen für ihn gewannen. Er besaß Integrität im höchsten Maße. Als ich so manche Krisen durchmachte, ob privat oder beruflich, er stand mir großzügig mit Rat und Tat bei und wurde zu einem väterlichen Freund, den ich sehr vermissen werde.

Bei einem unserer vielen Gespräche ging es einmal um die Frage, was wohl von unserer ganzen Literaturwissenschaft bleiben würde. Längerfristig herzlich wenig meinte er, doch gab er der Hoffnung Ausdruck, es könnte seine Autobiografie überleben.

Diese ist zunächst 1979 unter dem Titel *Keine Zeit für Eichendorff* erschienen, 2005 in einer Neuauflage als *Unfreiwillige Wanderjahre*. Im Jahre 2008 wurde sie mit dem Cotta-Preis ausgezeichnet. Übersetzungen ins Englische als *Refuge. Chronicle of a Flight from Hitler* (2002) und ins Spanische als *Años de vagabundo forzado. Huyendo de Hitler a través de tres continentes* (2012) liegen ebenfalls vor.

Für mich stellt es einen Höhepunkt meiner Laufbahn da, als ich im Frühjahr 2012 auf einer Tagung der Asociación Latinoamericana de Estudios Germanísticos einen Vortrag über Egons Autobiographie hielt und ihn damit vorstellte, bevor er selbst sowohl aus den deutschen und spanischen Versionen vor einem zahlreichen Publikum vorlas.

Was für ein Leben das auch war! 1922 in Wien als Jude geboren, zwang ihn der nationalsozialistische „Anschluss“ seiner Heimat in ein Exil, das zunächst nach Bratislava (Pressburg) führte, dann in ein völkerrechtlich ungeklärtes Niemandsland zwischen Ungarn und Slowakien, weiter nach Prag, Paris und schließlich nach Südamerika, wo er in Bolivien, Chile und Ecuador zehn Jahre unter abenteuerlichen Umständen verbrachte. Nie verließ ihn das starke soziale Bewusstsein, das er sich dort aneignete; nie verließ ihn das Bedürfnis, sich weiter zu bilden, was dazu führte, dass er alles verschlang, was er an Lesbarem fand.

Es waren wiederum Glücksumstände, die ihn nach Kriegsende in die USA führten, wo er 1954 ein Doktorat in deutscher Philologie an der University of Washington bekam und sieben Jahre lang an der Harvard University lehrte, bevor es an die Washington University in St. Louis weiterging. Von

vielen Gastprofessuren in der ganzen Welt unterbrochen, lehrte er dort zweiunddreißig Jahre lang, zuletzt als Rosa May Distinguished Professor in the Humanities in Arts and Sciences“.

Er schrieb über zwanzig Bücher und Hunderte von Artikeln und Essays, u.a. für die *FAZ*, die *NZZ* und *Die Zeit*. Dabei entwickelte er sich zu einem einmaligen Literaturhistoriker und zum Mitbegründer der deutschen Exilstudien, so etwa mit seinem Buch *Verbannung* (1964), das dokumentarisch eine Phänomenologie des durch Hitler verursachten Exils unternimmt. Sein letztes Buch, *Wien und die Juden* (2014), stellt eine Sammlung seiner besten Aufsätze zu dem Thema dar. Vielfach wurde er geehrt: so mit Ehrendoktoren der Universität Wien oder der Örebro Universität, mit der Joseph von Eichendorff-Medaille oder dem Österreichischen Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst.

So glänzend, einsichtig und weise ist die Autobiographie geschrieben, dass ich sie auch meine Studenten lesen ließ, wobei wir, wie erwähnt, Egon auch zweimal als Gast im Unterricht hatten. Wenn ihn auch mehrere Generationen von den Studenten trennten, er gewann sie auch für sich. Eine Studentin schrieb mir: „Thank you, Professor Andress, for the opportunity to meet such an amazing man. I am so grateful to have had the privilege of reading his autobiography and discussing it with him. A huge honor!“ Frappierend war für mich vor allem immer der Schluss, zu dem Egon gegen Ende der Autobiographie kommt:

Zu verkünden, dass Hitler für mich gut war, wäre eine Verhöhnung der Millionen, die er auf dem Gewissen hat und zu denen ich, in jeder Phase des faschistischen Vernichtungszuges durch die Welt, leicht hätte gehören können. Dennoch ist es eine Tatsache, dass ich durch die explosionsartigen Ausbrüche des Hitlerismus in die freie Luft geschleudert wurde, wo ich einen längeren Atem und einen weiteren Ausblick gewonnen habe, als wenn ich in der heimatlichen Enge geblieben wäre. Manche Menschen werden, wenn sie ihnen widerfährt, von der Durchtrennung der Wurzeln, die sie an ihr Fleckchen Umwelt binden, gefährdet oder gar zerstört. Mir hat sie zunächst auch nicht gerade wohlgetan, aber auf die Dauer hat sie Kräfte befreit, die sonst unerweckt für immer in mir geschlummert hätten. Anders als andere Emigranten, die der Heimat nachtrauern, heiße ich daher die Emigration gut und bekenne mich zu ihr, nicht weil sie mir just passierte und man für gewöhnlich sein Leben billigt, sondern beinah als Prinzip, als einen Prozess, dem ich meine Befreiung und, so sonderbar das auch anmuten mag, die Gewinnung meines Gleichgewichts zu verdanken glaube.

Natürlich war der Weg dorthin nicht leicht, ohne freien Willen den historischen Stürmen der Zeit ausgesetzt, doch auch um den freien Willen kämpfend, ein Thema, das motivisch ebenfalls einen breiten Raum in der Autobiographie einnimmt. Aber welche mutig-optimistische Einstellung letztendlich und trotz allem – und eine Einstellung, die sein Leben so stark prägte!

Um auf das Gespräch mit Egon zurückzukommen, in dem es um die Was-bleibt-Frage ging: Lesen wir seine *Unfreiwilligen Wanderjahre*, bzw. lesen wir sie noch einmal. So halten wir diesen einzigartigen Menschen am besten für uns fest und verhelfen ihm zu einem Weiterleben.

Reinhard Andress, Professor of German, Loyola University Chicago  
(mit freundlicher Genehmigung des Autors)

## Auszeichnungen

### Verleihung des Ovid-Preises an Guy Stern

(aus: Buchmarkt 14.3.2017)

Am Dienstagabend hatte das Deutsche Exilarchiv 1933-1945 zu einer besonderen Veranstaltung in die Deutsche Nationalbibliothek Frankfurt am Main eingeladen. Vorgestellt wurde die Anthologie *Alles wandelt sich – Echos auf Ovid*, herausgegeben von **Gabrielle Alioth** und **Hans-Christian Oeser**, erschienen in der **P&L Edition**.

Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (vormals Deutscher PEN-Club im Exil) hatte vor etwa drei Jahren Mitglieder deutschsprachiger PEN-Zentren dazu eingeladen, sich mit **Ovids** Metamorphosen auseinanderzusetzen und eigene Texte zu verfassen.

**Sylvia Asmus**, Leiterin des Deutschen Exilarchivs, begrüßte die Gäste und erklärte, dass auch das historische Archiv des Exil-PEN zu den Beständen des Exilarchivs gehöre. Ovid, von Kaiser Augustus im Jahre 8 n. Chr. ans Schwarze Meer verbannt, sei der erste exilierte Schriftsteller gewesen und für viele, darunter **Bert Brecht** und **Lion Feuchtwanger**, zu einer Identifikationsfigur geworden.

Gabrielle Alioth, Mitglied im Vorstand des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, informierte über die Tätigkeit dieser Organisation und verwies auf Lion Feuchtwanger, **Ernst Toller**, **Max Herrmann-Neiße** und **Rudolf Olden**, die 1934 den Deutschen PEN-Club im Exil gründeten, der 1948 umbenannt wurde.

Anschließend lasen **Renate Ahrens**, **Utz Rachowski**, **Susanne Fritz** und **Gisela Holfter** aus ihren Beiträgen für die Anthologie.



Gabrielle Alioth (r.) überreicht Guy Stern die Urkunde, in der Mitte Renate Ahrens

Dann wurde **Guy Stern**, der vor zwei Monaten seinen 95. Geburtstag feierte, für sein Lebenswerk mit dem Ovid-Preis ausgezeichnet, der 2017 zum ersten Mal vom PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland vergeben wird und künftig alle zwei Jahre für herausragende literarische Veröffentlichungen verliehen werden soll. Der Preis besteht aus einem Geldbetrag, einer Urkunde und einem individuellen Geschenk.



Guy Stern erhält von Renate Ahren das von Burkhard Bierschenck gemalte Porträt

Guy Stern, als Günther Stern in einer jüdischen Familie in Hildesheim geboren, emigrierte 1937 in die USA. 1942 meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst, landete 1944 in der Normandie und verhörte bis Kriegsende deutsche Kriegsgefangene. Nach dem Krieg nahm er sein Studium der Romanistik und Germanistik wieder auf, lehrte später an verschiedenen amerikanischen Universitäten und war als Gastprofessor in Deutschland tätig.

Stern ist der Direktor eines Instituts des Holocaust-Museums in Detroit und hat sich als Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher zur deutschen Literaturgeschichte einen Namen gemacht. Zudem ist er Vizepräsident der Kurt Weill Foundation.

2012 wurde Guy Stern in der Deutschen Nationalbibliothek mit der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für Exilforschung ausgezeichnet.

Die Laudatio hielt Renate Ahrens, sie würdigte das langjährige Engagement des ersten Ovid-Preisträgers, der mit dafür sorgte, dass Autoren, die ins Exil gehen mussten, nicht vergessen wurden.



(v.l.n.r.) Guy Stern, Gabrielle Alioth, Renate Ahrens, Utz Rachowski, Gisela Holfter und Susanne Fritz  
 Guy Stern bedankte sich: „Es ist eine Auszeichnung, die mir nahe geht.“ Das PEN-Zentrum betreffend äußerte Stern: „Wir brauchen einander und werden gebraucht. Auch heute noch müssen Schriftsteller fliehen.“

## Aus der Einführung von Gabrielle Alioth:

Sehr geehrte Damen und Herren,  
Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
Liebe Frau Asmus,  
Lieber Guy,

das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland, für das ich heute Abend hier sprechen darf, ist ein kleiner Verein. Aber auch kleine Vereine haben große Augenblicke, und dieser Abend hier gehört zweifellos zu diesen. Es ist mir eine Ehre und eine große Freude, Sie hier in der Deutschen Nationalbibliothek begrüßen zu dürfen, und ich bedanke mich im Namen des Zentrums und in meinem eigenen bei unseren Gastgeberinnen und Gastgebern für diese Möglichkeit.

Die Mitgliederliste des Deutschen Exil-PENs, aus dem unser Zentrum entstanden ist, umfasst fast 400 Namen. Darunter sind berühmte Autorinnen und Autoren, die längst ihren Platz im Kanon der deutschen Literatur gefunden haben. Es gibt unter unseren früheren Mitgliedern aber auch eine große Anzahl von Autorinnen und Autoren, die heute nur noch wenigen bekannt oder fast ganz vergessen sind. Der Zwang, Deutschland zu verlassen, führte zu einem Bruch in ihrem Leben und ihrem Schreiben, und das Überleben verhinderte das Weiterschreiben. Dass auch diese Autorinnen und Autoren und ihre Werke dank dem deutschen Exilarchiv wieder einen Platz in Deutschland gefunden haben, ist für unser Zentrum – und ich denke auch für Deutschland – von großer Bedeutung, und macht diesen Abend für uns so speziell.

(...)

Seit 80 Jahren sind unsere Mitglieder über die ganze Welt zerstreut, jeder mit einer eigenen Flucht-, Vertreibungs- oder Auswanderungsgeschichte, im realen oder übertragenen Sinn, Geschichten, die unser Leben und Schreiben prägen. Kaum jemand unter uns fühlt sich heute noch im Exil. Unsere Emigration ist in den meisten Fällen eine freiwillige, selbstgewählte, manchmal auch eine innere. Dennoch verbindet uns mit jenen, die einst unter Zwang in die Fremde gingen, die Notwendigkeit, sich in dieser einzurichten, an einem unvertrauten Ort aus dem, was wir in Koffern und Köpfen mitgebracht haben, und dem, was wir neu entdecken und erfahren, ein Leben zu schaffen.

Damals wie heute schlägt sich dies in unserem Schreiben nieder, und das Überqueren von Grenzen bringt nicht nur ein Verlust an Gewissheiten, sondern auch ein Gewinn an Wachsamkeit im Umgang mit Werten und Wörtern.

Und dies bringt mich zu dem ersten Autor, dem dieser Abend gewidmet ist.

*Omnia mutantur, nihil interit.*

Alles wandelt sich, nichts vergeht.

2000 Jahre ist es her, das Publius Ovidius Naso in seiner Verbannung am Schwarzen Meer starb. *Carmen et error* – Dichtung und Irrtum, schreibt er in seinen Klageliedern, seien der Grund gewesen, warum er seine Heimat verlassen musste.

Mit der Dichtung dürfte die *Ars amatoria* gemeint sein, ein Werk über die Liebeskunst, das den 27jährigen Ovid über Nacht berühmt machte, ihm aber auch den Unwillen von Kaiser Augustus eintrug. Dessen Entscheidung, Ovid an die Grenzen der zivilisierten Welt auszuschaffen, erfolgte allerdings erst acht Jahre später und nachdem das Sequel, die *Remedia amoris* (Heilmittel gegen die Liebe), erschienen war, und somit dürfte der „Irrtum“ das ausschlaggebende Moment für die Verbannung gewesen sein. „Seines Verderbens Grund“, schreibt Ovid, sei jedem bekannt, deshalb



müsse er ihn nicht wiederholen, und deshalb wissen wir heute leider auch nicht mehr mit Sicherheit, was der Grund seiner Ausweisung war.

Mit seinen *Metamorphosen*, den „Büchern der Verwandlungen“, die er im Exil zu Ende schrieb, schuf Ovid ein epochenüberdauerndes Meisterwerk, die wohl populärste Sammlung mythologischer Geschichten, die Literatur und Kunst der westlichen Welt formten und bis heute prägen, die Geschichten von Pyramus und Thisbe, Philemon und Baucis, Daedalus und Ikarus, Orpheus und Eurydike, Pygmalion und Galatea, Midas, Europa, Leda und Medea – jede eine Allegorie der Verwandlung.

Bis ins 20. Jahrhundert sah man in Ovid in erster Linie den Verfasser der *Metamorphosen*. Dann gab das Zeitgeschehen den Klageliedern des Exilierten eine neue grausame Brisanz. Gewiss ist es Ovid in vieler Hinsicht besser ergangen als den deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die im letzten Jahrhundert aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Dennoch erlitt er Trennung von Familie und Freunden, musste sich unter den „Barbaren“, in einer anderen Kultur, einer anderen Sprache zurechtfinden, und aus seinen Bittbriefe nach Hause spürt man die Verzweiflung des Entwurzelten. Mit seinen *Tristia* steht Ovid am Anfang der Exilliteratur, und – wären solche Anachronismen erlaubt – hätte er das erste Mitglied unseres Exil-PENs sein müssen. Deshalb haben wir zweitausend Jahre nach seinem Tod unsere Mitglieder und Mitglieder anderer deutschsprachiger PEN-Zentren dazu eingeladen, sich mit Ovids *Metamorphosen* auseinanderzusetzen, in Geschichten und Gedichten den Spuren nachzugehen, die das Werk des großen Dichters in ihrem literarischen Kosmos hinterlassen hat. Daraus ist die Anthologie entstanden, die wir heute Abend hier vorstellen dürfen.

Die Texte in dieser Anthologie bestätigen die Vermutung, die uns – Herausgeber – vor etwas wie drei Jahren dazu bewog, dieses Projekt in Angriff zu nehmen: Ovid ist zeitlos. Sein Leben und seine Werke betreffen die Menschen heute genauso wie vor 2000 Jahren, und die vielen eindrücklichen, eigenwilligen, spannenden und unterhaltenden Geschichten, die wir für diesen Band bekommen haben, brachte uns auf die Idee, einen Ovid-Preis zu stiften und das bringt uns zum zweiten Teil dieses Abends.

Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland lanciert heute Abend den Ovid-Preis. Dieser soll die in der Charta des Internationalen PEN niedergelegten Grundsätze fördern und wird jedes zweite Jahr für eine herausragende literarische Buchveröffentlichung vergeben, in einer der drei PEN-Kategorien Poems, Essays oder Novels, sprich Roman oder erzählende Prosa.

Es gibt unzählige Literaturpreise, viele davon für junge Autorinnen und Autoren, und deshalb haben wir diesen Preis unserem eigenen Altersprofil angepasst, d.h.: Um diesen Preis bewerben, können sich alle auf Deutsch schreibenden Autorinnen und Autoren über 35 Jahre mit Werken, die in den letzten zwei Jahren erschienen sind.

Auf Beschluss des Vorstandes des Zentrums kann der OVID-Preis auch für ein Lebenswerk vergeben werden, und der Vorstand hat einstimmig und aus tiefster Überzeugung beschlossen, den ersten OVID-Preis einem ebenfalls zeitlosen Autor für sein Lebenswerk zu verleihen: Guy Stern.

## Renate Ahrens - Laudatio auf GUY STERN

Lieber Guy Stern,  
Liebe Frau Asmus,  
Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
Sehr geehrte Damen und Herren,

In seinem Aufsatz *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Exilliteratur?* schreibt Guy Stern: „Das Wort ‚Elend‘ (...) hat die althochdeutsche Wurzel *elilenti* und das hieß ‚in fremdem Land‘ oder ‚ausgewiesen‘. Trotz dieses Elends, trotz ihres Vertriebensseins, schrieben Exilanten aller Zeiten und Länder.“<sup>(1)</sup>

Er verweist auf Ovid, der im Jahr 8 n. Chr. vom Kaiser Augustus in die Verbannung ans Schwarze Meer geschickt wurde und dessen Werk am Anfang der Exilliteratur steht. In Goethes Übersetzung zitiert Guy Stern die ersten Zeilen von Ovids Klagelied *Cum repeto noctem!*

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,  
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,  
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren soviel mir zurückblieb,  
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.“<sup>(2)</sup>

Und weiter heißt es bei Guy Stern: „Wir studieren (...) auch deshalb Exilliteratur, weil das Exil in seiner Verbreitung uns immer wieder auf das Phänomen des Ausgestoßenseins zurückführt.“<sup>(3)</sup>

Guy Stern weiß, was es bedeutet, ausgestoßen zu werden. 1922 in Hildesheim als Günther Stern geboren, wuchs er in einer assimilierten jüdischen Familie auf. 1937 konnte er mit Hilfe eines Onkels in die USA emigrieren. Vergebens versuchte er, seine Familie nachzuholen.<sup>(4)</sup>

Er meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst, wurde im Camp Ritchie in Maryland, einer überwiegend aus Emigranten bestehenden Spezialeinheit des Militärnachrichtendienstes, für Verhöre deutscher Kriegsgefangener und Überläufer ausgebildet und landete im Juni 1944, kurz nach Invasionsbeginn, zusammen mit anderen Ritchie-Boys in der Normandie. Er bezwang seine Angst, selbst in Gefangenschaft zu geraten; zu groß war sein Verlangen, das Hitlerregime zu bekämpfen.<sup>(5)</sup> In einem seiner fast 6000 Verhöre überführte er den Heeresarzt, Dr. Gustav Wilhelm Schübbe, der mit Morphiumspritzen mehr als 25.000 Menschen ums Leben gebracht hatte.<sup>(6)</sup>

Nach Kriegsende erfuhr er, dass seine Eltern und seine beiden Geschwister von den Nazis ermordet worden waren. Wir können nicht ermessen, wie schmerzlich, wie verheerend dieser Verlust war. So mancher wäre daran zerbrochen oder in Verbitterung erstarrt. Guy Sterns Reaktion war eine andere: „Als Überlebender sah ich meine Aufgabe darin, ein nützliches Leben zu führen. Ich fühlte, dass ich mein Leben nicht vergeuden darf.“<sup>(7)</sup> Er setzte sein 1940 begonnenes Studium der Romanistik fort, später kam die Germanistik dazu, was einige Menschen in seinem Umfeld irritierte<sup>(8)</sup>, war doch Deutsch die Sprache der Mörder. Aber Guy Stern wollte sich seine Liebe zur deutschen Sprache und Literatur nicht nehmen lassen. Er sagte einmal, dass es einer Art Selbstverstümmelung gleichgekommen wäre, sein Talent nicht zu nutzen und damit den Nazi-Machthabern nachträglich einen Gefallen zu tun.<sup>(9)</sup>

Guy Stern fand seine Bestimmung in der Literaturwissenschaft. Er forschte zu Goethe, zu Lessing und der Aufklärung, war Mitbegründer der Lessing-Gesellschaft und des Lessing-Jahrbuchs.<sup>(10)</sup>

Sein zweites großes Forschungsfeld ist die deutsche Exilliteratur, die er zu einem neuen Studiengang für amerikanische Studenten etablierte. In seinem Aufsatz mit dem Titel *German Culture, Jewish Ethics* schreibt er: „My expertise on the writers expelled by Hitler and on earlier German-Jewish artists and writers may help rescue them from an oblivion the Nazis had intended for them.“<sup>(11)</sup> Seine Arbeiten zur Erforschung der Exilliteratur finden weltweit hohes Ansehen und haben bewirkt, dass die Werke emigrierter deutscher Schriftsteller wie Walter Mehring, Hertha Pauli oder Kurt Hiller nicht in Vergessenheit gerieten.<sup>(12)</sup>

Er kannte Lotte Lenja, Kurt Weills Witwe, übersetzte Brecht und Weill und ist bis heute Vizepräsident der Kurt-Weill Foundation.<sup>(13)</sup>

Aber sein Interesse gilt auch der Nachfolgegeneration, denn diese gehöre, wie Guy Stern sagt, ebenfalls zu den Betroffenen. Ihre Literatur reflektiere oft in hohem Maße das Trauma des Exils<sup>(14)</sup>, wie er am Beispiel der Romane von Barbara Honigmann nachweist.<sup>(15)</sup> „They have become a successor generation to the exiles by vicariously reliving and fictionally recreating the experiences of their elders.“<sup>(16)</sup>

Als Professor für Germanistik lehrte er an verschiedenen amerikanischen Universitäten, ab 1981 an der Wayne State University in Detroit. Gastprofessuren führten ihn immer wieder auch nach Deutschland. Er sieht sich als Brückenbauer zwischen der amerikanischen und der deutschen Kultur.<sup>(17)</sup>

Guy Stern wurde vielfach ausgezeichnet. Anlässlich seines 95. Geburtstags vor zwei Monaten ehrte Frankreich ihn mit der höchsten Auszeichnung des Landes, dem Orden *Chevalier de la Légion d'honneur*.

Und er ist nach wie vor sehr aktiv als Direktor eines Instituts, das dem Holocaust Memorial Center in Detroit angeschlossen ist, dem ersten Shoah-Museum in den USA. Wenn er nicht gerade zu Vorträgen reist, forscht er dort täglich, berät andere Wissenschaftler, übersetzt deutsche Dokumente, spricht vor Schulklassen über den Holocaust. Bei den Jugendlichen will er ein Bewusstsein dafür schaffen, dass sie wachsam sein müssen, um auf erste Anzeichen von Diskriminierung und eingeschränkter Freiheit reagieren zu können. Guy Sterns Appell „Never again“ ist in diesen Zeiten wichtiger denn je.<sup>(18)</sup>

---

<sup>1</sup> Guy Stern, *Literarische Kultur im Exil: Gesammelte Beiträge zur Exilforschung. Literature and Culture in Exile: Collected Essays on the German-speaking Emigration after 1933 (1989 - 1997)*, Dresden University Press, Dresden und München 1998, S. 23

<sup>2</sup> Ebd., S. 16.

<sup>3</sup> Ebd., S. 17.

<sup>4</sup> Rede des Oberbürgermeisters der Stadt Hildesheim, Kurt Machens, zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Prof. Dr. Guy Stern am 08. Mai 2012, [www.hildesheim.de](http://www.hildesheim.de).

<sup>5</sup> *Der Ritchie Boy*, Interview mit Guy Stern, *Jüdische Allgemeine*, 02.06.2016.

<sup>6</sup> Ebd. und Stern, *Literarische Kultur*, S. 277.

<sup>7</sup> *Der Ritchie Boy*.

<sup>8</sup> *Brückenbauer zwischen den USA und Deutschland*, Interview mit Guy Stern, *Deutschlandradio Kultur – Aus der jüdischen Welt*, 08.05.2015.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> *US-Präsident: Literaturwissenschaftler Guy Stern nennt Trump ‚völlig unberechenbar‘*, Interview mit Guy Stern, *Mitteldeutsche Zeitung*, 14.01.2017.

<sup>11</sup> Stern, *Literarische Kultur*, S. 276.

<sup>12</sup> *Der Ritchie Boy*.

<sup>13</sup> *US-Präsident: Literaturwissenschaftler Guy Stern nennt Trump ‚völlig unberechenbar‘*.

<sup>14</sup> Stern, *Literarische Kultur*, S. 7.

<sup>15</sup> Ebd., S. 241 f.

<sup>16</sup> Ebd., S. 250 f.

<sup>17</sup> *Brückenbauer zwischen den USA und Deutschland*.

<sup>18</sup> *Holocaust Center leader to get France's highest honor*, Interview mit Guy Stern, [www.detroitnews.com](http://www.detroitnews.com), 27.01.2017.

„Alles wandelt sich, nichts vergeht“, heißt es im 15. Buch von Ovids *Metamorphosen*. Im Wandel liegt die Veränderung, ein Nach-Vorn-Schauen. ‚Nichts vergeht‘ meint das Aufbewahren der Vergangenheit in der Erinnerung. Das Leben und das Werk Guy Sterns verkörpern diesen Gedanken Ovids auf beste Weise.

Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zu diesem wohlverdienten Preis.

### Guy Stern - Danksagung

Gegen Ende des letzten Jahres erhielt ich ein Schreiben von der Sekretärin unseres PEN-Clubs, Gabrielle Alioth, das ich wohl ein halbes Dutzend Mal gelesen habe. Ich zitiere es hier:

„Ich freue mich sehr, Dir mitteilen zu dürfen, dass der Vorstand des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland beschlossen hat, Dich für Dein Lebenswerk mit dem neu geschaffenen Ovid-Preis auszuzeichnen.

Wir werden dies am 14. März 2017 anlässlich der Vorstellung unserer Ovid-Anthologie in der Nationalbibliothek in Frankfurt feiern, und ich möchte Dich anfragen, ob Du eventuell bereit wärst, für diese Gelegenheit nach Frankfurt zu kommen? Deine Anwesenheit würde den Anlass für unser Zentrum, die Nationalbibliothek (Frau Asmus lässt Dich herzlich grüssen) und uns alle ganz persönlich zu einem wunderbaren und speziellen Ereignis machen.“

Fast jedes Wort in dieser Benachrichtigung hat seinen eigenen Stellenwert und berührte mich. Ich schrieb fast postwendend zurück, dass ich, wenn meine mich kennenden professionellen Weggefährten mir eine solche Ehrung zuteil werden lassen, in Dankbarkeit und tiefer Freude – aber nicht leichtfertig – diese mir zugedachte Ehrung akzeptiere. Heute möchte ich diese Worte wiederholen: „Ich danke Euch, meine mir werten Kolleginnen und Kollegen unseres PEN-Clubs für diese, mir nahegehende Auszeichnung.

Aber kehren wir zu dem von mir gerade zitierten Text zurück. Dieses Dokuments zeugt von dem Weitblick und dem Geschichtsbewusstsein unserer Organisation. Unterzeichnet ist der Brief im Namen des „PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland.“ Das ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Die Wahl eines ausländischen Wohnorts ist heute meistens eine freiwillige Entscheidung. „Ubi bene, ubi patria.“ Aus den verschiedensten und individuell geprägten Anlässen wählen heutzutage unsere Mitglieder ihren Aufenthalt außerhalb ihrer Heimat, sei es wegen ihres Berufes als Schriftsteller und Journalisten, aus gesundheitlichen Gründen – oder Zuneigung und Liebe. (Davon zeugt z.B. unser Haushalt. Meine PEN-Genossin ist die Schriftstellerin Susanna Piontek, verheiratete Stern – und sie kam aus Deutschland.)

Es muss hinzugefügt werden, dass wir trotzdem in vieler Hinsicht unserer Verpflichtung, die uns unser alter Name auferlegt, treu geblieben sind. Wir sind aus dem PEN-Centre of German Writers in Exile hervorgegangen. Und so schreiben auch wir Protestbriefe über das Unrecht, das unseren Kollegen in vielen Ländern aufgezwungen wird. Die Gründer unseres PEN-Clubs, z.B. Ernst Toller und Kurt Tucholsky, wetterten gegen eine „Barbarei von Lüge, von Ungerechtigkeit und Unfreiheit“. Heute protestiert unser „Writers in Prison Committee“ unter der Leitung von Freya Klier gegen ähnliche Missstände. Und wir dürfen nicht vergessen – und werden es nicht – dass in vielerorts

auch heute noch Schriftsteller wegen ihrer demokratischen Überzeugung aus ihrer Heimat fliehen müssen.

Natürlich ist es ebenfalls die Heraufbeschwörung von Ovid, der mit seinem Namen und seiner *Tristia* daran erinnert, dass schöpferische Gestalten seit frühester Zeit der Zensur und der Verbannung zum Opfer fielen und diese Loslösung von der Heimat beklagten. Damals, gestern und heute bejammerten Schriftsteller den Verlust der Heimat. Der Namensträger der jetzigen und zukünftigen Ehrung schreibt in Goethes lyrischer und getreuer Übersetzung:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,  
Welche die letzte war für mich in der römischen Stadt,  
Wiederhol' ich die Nacht wo des Teuren soviel mir zurück blieb  
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.

Diese Permanenz des traumatischen Abschiednehmens taucht nun wieder auf in dem Gedicht einer Lyrikerin, die mehrere von uns kannten, nämlich bei Hilde Domin.

Wir behalten das  
Heimweh nach dem Abschied  
lange  
nach der Rückkehr.

Aber Ovid ist nicht der einzige, der uns einen solchen Brückenschlag über die Zeit hinweg ermöglicht. Vor zwei Jahren waren meine Frau und ich Zuschauer eines Dramas *Aeneid* von Olivier Kermeid in Stratford, Ontario, das sich eng an Vergils Epos anlehnte, aber die Flucht der heute Vertriebenen beinhaltet.

Nun befrage ich den Text weiter, war es Zufall oder Fügung, dass Gabrielles Aufgebot uns zu einer Reise nach Frankfurt aufforderte?

Das hat für mich – und sicher auch für Sie – eine weitere Bedeutung. Als Fünfzehnjähriger unternahm ich mit drei weiteren Mitgliedern unserer deutsch-jüdischen Jugendgruppe eine Radfahrt von Hildesheim an den Rhein. Als Abschied von Deutschland war unsere Tour gedacht. Wir besuchten die Paulskirche. Jeder Sitzplatz trug damals die Plakette eines Abgeordneten, von denen viele kurz darauf Deutschland verlassen mussten.

Der Politiker Carl Schurz war darunter und der Dichter, Journalist, Literaturhistoriker, und Übersetzer Adolf Strothmann. Sie waren Beispiele für die liberalsten und fortschrittlichsten Geister Deutschlands, die ihrer bedrohlichen Heimat entkommen konnten.

Endlich und es wird Sie kaum wundern, etwas über den Stil dieses Briefes. (Es ist keine Seltenheit, dass Literaturkritiker einen vierzeiligen Text mit einem vierseitigen Kommentar versehen.) Wir, die Mitglieder dieses Zweigs des Internationalen PEN-Clubs sind über Kontinente verstreut. Viele von Ihnen waren mir bis heute fremd, obwohl ich seit der Neugründung unserer Gruppe dem Vorstand angehöre. Ihnen wird es ähnlich ergangen sein. Trotzdem reden wir uns bei allen Zusammenkünften mit „Du“ und mit Vornamen an. Das ist ein Zeichen der Zusammengehörigkeit und der Solidarität. Wir brauchen einander und werden gebraucht. „Zusammen sind auch die Schwächsten stark,“ versichert uns Schiller. Die Notwendigkeit dafür leuchtet ein, besonders in

finsternen Zeiten. Und jeder Einzelne von uns wird von Goethe ermahnt, „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.“ Als Deutschschreibende haben wir genügend Vorbilder.

Und jetzt noch einen weiteren Dank an die Schreiberin des von mir zur Explikation herangezogenen Texts. Gabrielle, wenn Du bei Deinen Aufgaben Dich ein wenig überfordert fühlst, so sei Dir ein Briefauszug Deines Vorvorgängers ein Trost. In einem Brief an mich, *nota bene* vom 25.1.79, schreibt mir der damalige Sekretär unseres PENs, Arno Reinfrank, mit einem einleitenden Stoßseufzer:

„Lieber Guy,

der fällige PEN-Bericht ging gestern hinaus, ich habe feuchte Socken. Vom Stirnschweiss.“

Mögest Du davor bewahrt bleiben!

Guy Stern

14. März 2017



### *Bosnischer Literaturpreis für Gino Leineweber*

Auf der Buchmesse in Sarajevo wurde Gino Leineweber am 22. März 2017 für die Übersetzung seines Gedichtbandes *Silberfäden* ins Bosnische der Literaturpreis **Buch des Jahres 2017** verliehen. Die Übersetzung ist von Emina Čabaravdić-Kamber.

### *Verdienstorden des Freistaates Sachsen für Freya Klier*

**Freya Klier** erhielt am 29. Mai 2017 den Verdienstorden und damit die höchste staatliche Auszeichnung des Freistaates Sachsen. In der Begründung heißt es:

Freya Klier (67) hat mit großem Engagement und in herausragender Weise über zweieinhalb Jahrzehnte zur Aufarbeitung der Geschichte der Diktaturen des 20. Jahrhunderts beigetragen. Sie ist als ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin eine außergewöhnliche Zeitzugin, die erlebte Geschichte weiter vermittelt. Freya Klier, die sich Anfang der 1980er Jahre der DDR-Friedensbewegung angeschlossen hatte, ist es ein besonderes Anliegen, vor allem der jüngeren Generation die Geschichte der Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts zu erklären. Klier ist Gründungsmitglied des Bürgerbüro e.V., einem Verein zur Aufarbeitung von Folgeschäden der SED-Diktatur. Bis heute ist sie ihrer Heimat Sachsen eng verbunden – häufig ist sie auch hier mit Vorträgen, Lesungen und Filmvorführungen unterwegs und wirbt dabei auch für die Bedeutung der Zivilcourage als wichtiges Fundament der Demokratie.

Wir gratulieren!

## Aus den Tätigkeiten unserer Mitglieder

**Renate Ahrens** berichtet: Die Stadt Bad Salzuflen wählte für ihre Veranstaltungsreihe 'Eine Stadt liest ein Buch' meinen Roman *Das gerettete Kind* aus. In der Zeit vom 8.-19. Mai 2017 fanden täglich an verschiedenen Orten in der Stadt Lesungen aus meinem Roman statt; ferner gab es Vorträge zur jüdischen Geschichte der Stadt und zum Thema 'Literatur als Weg in die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit'. Bei der Abschlussveranstaltung wurde nach meiner Lesung lange diskutiert. Es war spürbar, dass das Buch in Bad Salzuflen auf große Resonanz gestoßen ist. Zwei Schüler einer Musikschulgruppe hatten ausgehend vom Roman Lieder komponiert, die sehr bewegend waren. Zwei andere Schüler überreichten mir ihre Facharbeiten, die sie zu meinem Roman geschrieben hatten.

Mein am 2. Mai 2017 erschienener Roman *Alles, was folgte* wurde zum NDR-Buch des Monats Juni 2017 ernannt.

Die zuständige Redakteurin, Annkathrin Bornholdt, schreibt dazu: Familiengeschichten und Lebensbrüche interessieren die Schriftstellerin Renate Ahrens. Neben Theaterstücken, Kinderhörspielen und -geschichten schreibt sie seit den 80er-Jahren auch Romane, die oft von Familienschicksalen und Versuchen der Aussöhnung und Verarbeitung handeln. Gerade ist ihr neues Buch *Alles, was folgte* erschienen.

Kurz nach dem Mauerfall bekommt die Kriegsphotografin Katharina Elbracht Post aus Ostberlin. Der dicke Umschlag enthält ein Bündel Briefe, die ihr Leben verändern. Katharina erfährt, dass sie adoptiert wurde und die Frau, die sie für ihre Mutter hielt, ihre Tante ist.



Link zur filmischen Buchvorstellung als Buch des Monats im NDR

<https://www.ndr.de/kultur/buch/buchdesmonats/Renate-Ahrens-Alles-was-folgte,alleswasfolgte102.html>

**Gabrielle Alioth** wird ab Sommer 2017 in der Programmkommission der Solothurner Literaturtage mitarbeiten. Sie schreibt derzeit an einer Neufassung der Wilhelm-Tell-Sage für das Schweizerische Jugendschriftenwerk (SJW).



**Irène Bourquin** publizierte im „Mauerläufer - Jahresheft für Literatur und Kunst“ 2017 ein Prosatext mit dem Titel *Maskengesicht*, der sich mit der Begegnung mit einem jungen afrikanischen Flüchtling in Ligurien (2015) befasst.

Im Übrigen liest sie an zwei der in Winterthur stattfindenden Stadt-Safaris:

## LITERARISCHE STADT-SAFARI 2017

**Winterthurer AutorInnen kennenlernen & versteckte Winkel der Stadt entdecken: Das bietet die «Literarische Stadt-Safari» auch 2017.**

2014 für das Jubiläumsjahr *Winterthur750* erfunden, läuft die Stadt-Safari, organisiert von einem Winterthurer AutorInnen-Team, bereits ins vierte Jahr.

Auch 2017 bieten wir überraschende Routen und spezielle Lese-Orte für die Kurzlesungen von jeweils 6 bis 8 AutorInnen. Dank der Zusammenarbeit mit diversen Kultur-Partnern, wechselnden Lese-Teams und einer Vielfalt von Texten ist die «Literarische Stadt-Safari» wieder ein **must** für Fans – seit

Jahren mitlaufende und neu zugelaufene Leser&HörerInnen. Auf der Route sowie beim folgenden Apéro mit Büchertisch kommen Publikum und AutorInnen spontan ins Gespräch: Literatur & Leben.



Für die «Literarische Stadt-Safari» ist keine Anmeldung nötig. – Kollekte. Alle Safaris beginnen neu um **19.30 Uhr**.

**Montag, 29. Mai 2017:** Altstadt, 19.30 bis 21 Uhr  
– Start: Kirchplatz, vor der Stadtkirche  
In Zusammenarbeit mit der Literarischen Vereinigung Winterthur

**Freitag, 23. Juni 2017:** Hegi, 19.30 bis 21 Uhr  
– Start: Bahnhof Hegi (S35 oder Bus 14)  
In Zusammenarbeit mit einer anderen Welt

**Freitag, 25. August 2017:** Seen, 19.30 bis 21 Uhr  
– Start: Bushaltestelle Deutweg (Bus Nr. 2 in Richtung Seen)  
In Zusammenarbeit mit Kunst und Natur

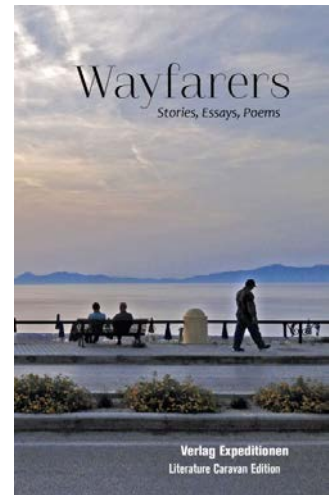
**Freitag, 6. Oktober 2017:** Töss, 19.30 bis 21 Uhr  
– Start: Güterschuppen Bahnhof Töss  
In Zusammenarbeit mit «Kulturstreuer Töss» und dem Publikum

---

Unser Buch **750 Wörter Zeichen Jahre** mit Texten von 33 AutorInnen aus Winterthur und Region ist weiterhin erhältlich: im Buchhandel oder direkt beim Waldgut Verlag (148 Seiten, Fr. 25.-). [www.waldgut.ch](http://www.waldgut.ch)

**Gino Leineweber** berichtet: In Kooperation der Hamburger Autorenvereinigung e. V. (HAV) und von Three Seas Writers' and Translators' Council (TSWTC), Rhodos, fand im September 2016 ein internationaler Workshop mit zwölf Schriftstellern/innen aus sechs Ländern statt. Die Ergebnisse dieses Workshops sind in einer mehrsprachigen Anthologie des Verlags Expeditionen im Rahmen der *Edition Literaturkarawane* veröffentlicht worden. Die Kurzgeschichten, Essays und Gedichte sind zusätzlich in Englisch enthalten. Das Thema des Workshops war: *Das Fremde in uns*

Mit Beiträgen von: Ananya Azad, Bangladesch; Dalia Staponkutė, Litauen; Emina Čabaravdić-Kamber, Bosnien-Herzegowina; Gino Leineweber; Uwe Friesel; und Wolf-Ulrich Cropp, Deutschland; Gonca Özmen und Mesut Senol, Türkei; Lily Exarchopoulou und Yiorgos Chouliaras, Griechenland; und von Rhodes/Griechenland: Spyros Syropoulos und Suleiman Alayali-Tsialik.



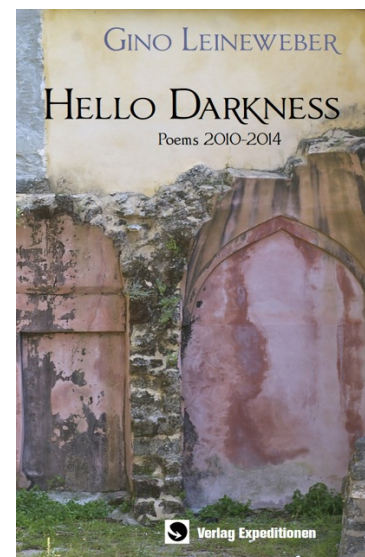
Titel: *Wayfarers*

Untertitel: *A Workshop of the TSWTC on The Strange in Us*

Autor: Gino Leineweber (Hrsg.)

Die erste Buchvorstellung fand statt am 27. Mai 2017 in Rhodes City.

*Hello Darkness* ist der erste Gedicht-Band von Gino Leineweber mit Gedichten, die auf Englisch geschrieben wurden. Das Buch wurde anlässlich eines Poetry-Festivals in Istanbul am 15. März 2017 vorgestellt.



Titel: *Hello Darkness*

Untertitel: *Poems 2010-2014*

Autor: Gino Leineweber

**Freya Klier** hat zusammen mit ihrer Tochter Nadja Klier ein gemeinsames Buch abgeschlossen: Die *Oderberger Straße*. Es wird im September im Oderberger Stadtbld in Berlin Premiere haben.



Freya Klier am alten Oderberger Stadtbad

Ebenfalls im Herbst erscheint bei Herder die tb-Ausgabe von Freya Kliers Buch *Wir letzten Kinder Ostpreußens*. Es laufen Veranstaltungen mit Film und Buch und viele davon mit Schülern.

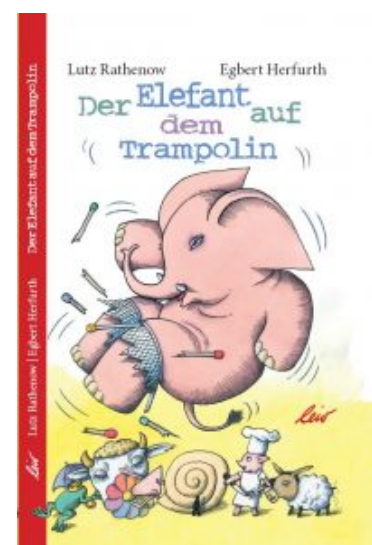


**Utz Rachowski** arbeitet bis Ende Juni 2017 in Wroclaw an der Vorbereitung von vier Büchern: Auswahlband Erzählungen in Polnisch; 100-Seiten-Poem *Spaziergänge mit Miss Suki*, polnisch-deutsch; Essayband (2018); Poesiealbum 339 (Märkischer Verlag, 2018). In Polen bekam er auch Einladungen an die Universitäten von Gdansk und Lublin.

**Lutz Rathenow** hat „Gedichte zum Größerwerden“ publiziert:

Und tatsächlich – so der Klappentext – mag manchem nach dem Lesen die Welt größer erscheinen. Lutz Rathenows Gedichte und Egbert Herfurths Bilder sind klein und groß, klein im Großen oder groß im Kleinen, was zuweilen auch ein Wunder oder wundern bedeutet. Es lohnt, sie mindestens zweimal zu lesen und zu schauen, man liest und sieht sie immer wieder anders!

Auf jeden Fall bringt es Spaß, den Worten und Bildern zu folgen, denn Rathenow ist ein Wörterfänger und Herfurth ist ein Bilderfänger. Vorsicht!



## Writers-in-Prison

*PEN WiP-Konferenz in Lillehammer - Bericht von Stefanie Golisch*

Make space

Norwegen 31.5. – 2.6.2017



*Make space* – so lautet das Motto einer Kampagne, mit der PEN International seine diesjährige Konferenz in Lillehammer eröffnete und deren erklärtes Ziel es ist, Schriftstellern im Exil – und damit dem Thema von Flucht und gewaltsamer Vertreibung – Raum zu verschaffen, sprich zu einer größeren öffentlichen Aufmerksamkeit zu verhelfen.

Durch Lesungen, Publikationen und der Teilnahme an Literaturveranstaltungen in ihren jeweiligen Zufluchtsländern soll der wachsenden Zahl verfolgter Schriftsteller die Möglichkeit gegeben werden, ihre Werke in ihrem neuen Lebensumfeld vorzustellen und sich auf diese Weise menschlich und literarisch zu positionieren.

Die interkulturelle Dimension von Kunst, sprich die Begegnung und der Austausch von Schriftstellern und Künstlern unterschiedlicher Nationalitäten, Religionen und Erfahrungshorizonte als Medium gewaltfreier Kommunikation soll damit ins Blickfeld des allgemeinen Interesses gerückt werden.



Zum Auftakt der Kampagne rekapitulierte und reflektierte der gebürtige Kenianer Ngugi wa Thiong'o im Dialog mit der aus Zimbabwe stammenden Journalistin Grace Mutandwa die Stationen eines engagierten Schriftstellerlebens.

In den Mittelpunkt seiner Rede stellte wa Thiong'o, der als eine der prägnantesten literarischen Stimmen Afrikas gilt und verschiedentlich für den Nobelpreis nominiert war, die Heterogenität literarischer Weltzugänge als Ausdruck menschlicher Freiheit schlechthin. Jede Sprache, so wa Thiong'o, enthalte ihr eigenes Wissen und ihre eigene Weisheit und trage auf diese Weise dazu bei, Menschen und Kulturen im Dialog miteinander zu verbinden. Mit dem Satz *Cultural connection is the oxygen of civilisation* brachte er den Zusammenfall der ethischen und ästhetischen Dimension von Kunst – also ihre eigentliche Bestimmung – prägnant auf den Punkt und knüpfte damit an die große Tradition eines weltoffenen, kosmopolitischen Literaturverständnisses an, wie es im deutschsprachigen Raum idealtypisch etwa durch einen Autor wie Stefan Zweig repräsentiert wird.



Bezeichnenderweise spielt ein solcher, von Humanismus und dem Ideal der Völkerverständigung geprägter Begriff von Literatur heutzutage in der westlichen Welt kaum eine nennenswerte Rolle und wird eher von Intellektuellen und Schriftstellern in Afrika, Südamerika und der aufgeklärten arabischen Welt vertreten und verteidigt.

Um Ideale nicht nur zu proklamieren, sondern die persönliche Bereitschaft zu entwickeln, sich aktiv für sie einzusetzen und um sie zu kämpfen, bedarf es offenbar – so lehrt uns die Geschichte – einer unmittelbaren Bedrohung, die den Einzelnen dazu zwingt, Position zu beziehen.

Dieses moralische Dilemma wurde explizit von der aus Pakistan stammenden und heute in London lebenden Autorin Kamila Shamsie aufgegriffen, die ihre europäischen Kollegen in ihrer *Bjørnson Lecture* eindringlich dazu aufrief, das Recht auf freie Meinungsäußerung auch in Ländern zu verteidigen, in denen es selbstverständlich und unantastbar erscheint.

Demokratie und Redefreiheit seien, wie die jüngsten Entwicklungen etwa in der Türkei lehrten, keineswegs ein verbürgtes Recht, sondern müssten in jeder Generation aufs Neue verteidigt werden. Anders als es viele ihrer europäischen Schriftstellerkollegen empfänden, so Shamsie, sei das Etikett des *politischen* Autors keine Schande, sondern im Gegenteil eine gesellschaftliche Notwendigkeit, ja ein ethisch-literarischer Imperativ.

Dass gesellschaftlicher Friede und eine demokratische Kultur des Dialogs tatsächlich ein unschätzbare Gut darstellen, dessen Wert denjenigen, die es (noch) besitzen, häufig allzu wenig bewusst ist, zeigte sich im Verlaufe des Kongresses in den Vorträgen, Diskussionsbeiträgen, Lesungen und Filmen, in denen die zumeist prekäre Situation von Schriftstellern in den beständig wachsenden Krisenherden dieser Welt auf unmissverständliche Weise thematisiert und künstlerisch verarbeitet wurde.

Tatsächlich erscheinen Versöhnung und Dialog – zumal im Medium der Kunst – in vielen Teilen der Welt als eine Utopie, deren Verwirklichung angesichts der zunehmend unüberschaubaren politischen Verhältnisse nahezu aussichtslos anmutet. Der Umfang und das Gewicht – im wahrsten Sinne des Wortes! – der Print-Version der aktuellen *Case list* verfolgter und inhaftierter Autoren spricht in diesem Zusammenhang für sich.

Und dennoch: Selbst in den schwierigsten Situationen ist es dem Menschen gegeben, Kräfte in sich zu mobilisieren, die es ihm ermöglichen, sich seiner Entwürdigung durch Hass und Gewalt zu widersetzen und also über sich selbst hinauszuwachsen.

Wortlos dokumentiert der syrische Filmemacher und Journalist Ali Al-Ibrahim in seinem Kurzfilm *One day in Aleppo* den Alltag in seiner fast vollkommen zerstörten Heimatstadt. Was wir sehen, ist jedoch weit mehr als der Kampf um das nackte Überleben. Was dieser Film in kurzen Sequenzen eigentlich beschwört, ist der unbeugsame Wille der Menschen von Aleppo zum moralischen Überleben. Inmitten der Zerstörung des Krieges sehen wir einen kleinen Jungen, der jeden Morgen in seine längst geschlossene Schule geht, Kinder, die die Mauern zerbombter Häuser mit bunter Farbe bemalen, zwei Männer, die eine Katzenkolonie mit Futter versorgen – mit Reis, dem einzigen Lebensmittel, das offenbar noch verfügbar

ist....

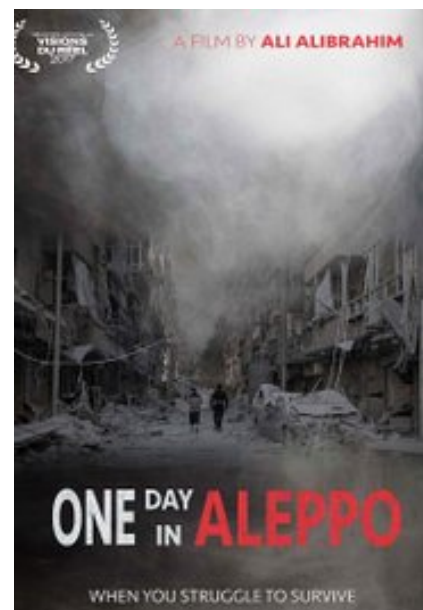
Hier der Trailer dieses eindrucksvollen Films, der bereits auf vielen Festivals in der ganzen Welt gezeigt wurde:

<https://www.youtube.com/watch?v=Z3Sz9h787pk>

Unbedingt sehenswert sind in diesem Zusammenhang auch folgende Filmporträts:

Der Clown von Aleppo: <https://www.youtube.com/watch?v=wo2ic2pyHJI>

Der Gärtner von Aleppo: <https://www.youtube.com/watch?v=lJGp3g93h6M>





Im Rahmen einer abendlichen Performance, in der Musiker, Schauspieler und Tänzer aus Afghanistan, dem Iran, Syrien und Palästina sich unter der Regie des norwegischen Musikproduzenten Erik Hillestad auf unaufdringlich-subtile Art dem Thema Flucht und Exil näherten, wurde einmal mehr das immanente Kraftpotential künstlerischen Ausdrucksvermögens als Sinnbild der Unzerstörbarkeit menschlicher Würde deutlich. Herausragend die Tanzperformance des jungen syrischen Tänzers Ahmad Joudeh, der aufgrund einer Reportage des niederländischen Fernsehens Zuflucht in den Niederlanden fand – und ein Engagement beim niederländischen Nationalballett.

Die zweiteilige Dokumentation über seine Geschichte ist hier nachzusehen:

<https://www.youtube.com/watch?v=vqJQOMZCiwY&t=11s>

[https://www.youtube.com/watch?v=Flk2vfl\\_Sz8](https://www.youtube.com/watch?v=Flk2vfl_Sz8)



Im Rahmen eines Workshops präsentierte der norwegische Kommunikationsexperte Steinar Bryn vom *Nansen Center for Peace and Dialogue*, einem in Lillehammer ansässigen Institut für Friedens- und Konfliktforschung, seine langjährige Arbeit in den Krisenregionen dieser Welt, insbesondere den Balkanregionen.

Im Zentrum von Bryns besonderem Ansatz der gewaltfreien Kommunikation steht der Dialog – und zwar nicht als probates Mittel zur möglichst raschen Konfliktbewältigung, sondern als langsamer Prozess gegenseitigen Zuhörens und Verstehens. Die Projekte des Nansen Instituts sind langfristig angelegt. Die zum Teil in Lillehammer selbst stattfindenden Seminare und Projekte dauern von einer Woche bis zu drei Monaten. Das Institut versteht sich in diesem Sinne als Schutzraum, einen neutralen Ort, an dem verfeindete Parteien sich vorsichtig aufeinander zubewegen können. Ausdrücklich betont Bryn die Langsamkeit seiner Arbeitsweise, die nicht auf unmittelbare Verwertbarkeit hin angelegt ist, sondern auf eine innere Veränderung der Menschen, darauf, Denkprozesse in Gang zu setzen, die langfristig das Zusammenleben in Konfliktregionen zum Besseren wenden sollen.



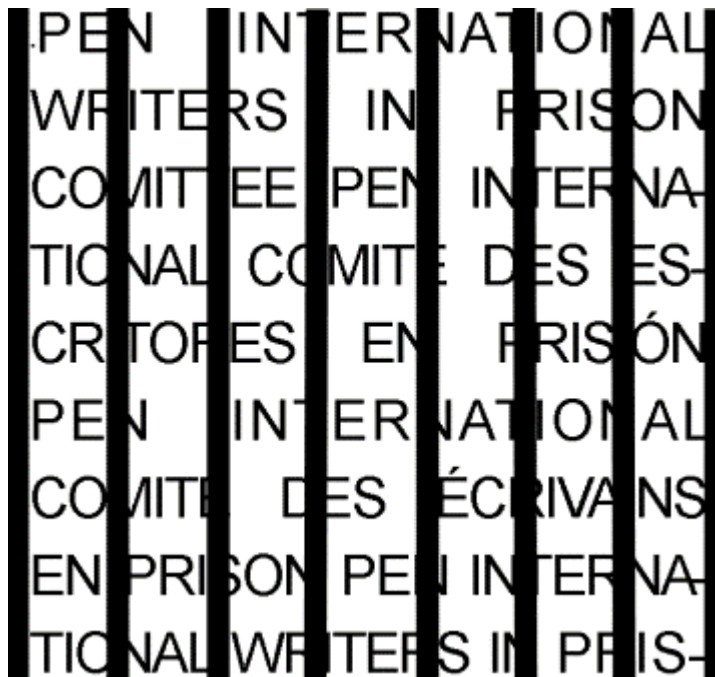
Vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklungen in vielen Ländern der Erde mutet eine Kultur des Dialogs, wie sie vom Nansen Center vertreten wird, allerdings geradezu utopisch an.

Die Berichte von Schriftstellern und Journalisten aus der Türkei, Mexiko, Bangladesch, Syrien, Eritrea und dem Irak vermitteln ein beklemmendes Bild der realen Verhältnisse. In vielen Ländern der Erde gehören Verfolgung, Inhaftierung und Ermordung von Schriftstellern, Journalisten und Menschenrechtsaktivisten längst zum Alltag.

Wer es dennoch wagt, seine Meinung zu vertreten, setzt sein eigenes Leben – und nicht selten auch das seiner Familie – Tag für Tag aufs Spiel. Durch die *empty chairs*, die leeren Stühle, wurde auch



auf der diesjährigen Konferenz an all diejenigen erinnert, die nicht in Lillehammer dabei sein konnten, weil sie sich in Haft befinden: an den saudischen Blogger Raif Badawi, die syrische Menschenrechtsaktivistin Razan Zaitouneh, die Schriftsteller Amanuel Asrat, Dawid Isaak und Idris Said Arre aus Eritrea und den russischen Filmemacher Oleg Sentsov.



Zum Abschluss der Konferenz wurde über eine eventuelle Namensänderung von *Writers in Prison* diskutiert und am Ende abgestimmt.

Einige Teilnehmer sprachen sich dabei für *Writers at risk* aus – die Situation in vielen Ländern habe sich derart verschärft, dass der Fokus nicht nur auf bereits inhaftierten Schriftstellern liegen dürfe, sondern all diejenigen umfassen müsse, die sich in der permanenten Gefahr befänden, verhaftet zu werden.

Am Ende sprach sich die Mehrheit der Teilnehmer allerdings für die Beibehaltung des alten Namens aus.

Ich selbst habe mich – hoffentlich im

Sinne der Mehrheit auch unseres Zentrums – ebenfalls gegen eine Namensänderung ausgesprochen. Zum einen eingedenk der historischen Bedeutung, zum anderen, weil ich glaube, dass man das Wort *Gefängnis* getrost als Metapher für eine Vielzahl unterschiedlicher Situationen begreifen kann, in denen Menschen das Recht verwehrt wird, ihr Leben in freier Selbstbestimmung zu entfalten.

Eine positive Nachricht zum Schluss: Überall auf der Welt werden zurzeit neue PEN-Zentren gegründet: insbesondere in Afrika, aber auch auf Kuba und im Süden des indischen Subkontinents. Für die inhaftierten Schriftsteller, so wird es von vielen ehemaligen Häftlingen bezeugt, ist jede Stimme, die von außen zu ihnen dringt, wichtig, ja überlebensnotwendig. Das Wissen darum, nicht vergessen zu sein, verleiht ihnen überhaupt erst den Mut, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Solidarität – eines jener Wörter, deren Bedeutung sich in unseren Breiten längst ins Unbestimmte, ja Unverbindliche verflüchtigt hat, ist für den, der sich in akuter Lebensgefahr befindet, eben nicht nur ein Wort, sondern eine notwendige Kraftquelle im Kampf um das physische und psychische Überleben.



## *Writing for Writers: „Briefe für Writers in Prison – wie macht man das?“*

*von Burkhard Bierschenck*

*In dieser Rubrik berichten unsere WiP-Briefschreiber/innen von ihren Erfahrungen, ihren Motiven, Frustrationen und ihren Erfolgen. Hier ein Bericht von Burkhard Bierschenck:*

Als ich in das PEN-Zentrum aufgenommen wurde, schneiten mir auch gleich die Informationen über Writers-in-Prison ins Haus. Ich fand das sehr interessant, war selbstverständlich bereit, mitzumachen, denn ich bin der Meinung, dass es für jeden PEN-Autor eine selbstverständliche Ehrenpflicht ist, bei WiP aktiv zu werden. Allerdings wusste ich nicht so richtig, was denn eigentlich von mir erwartet wurde. Freya Klier, unsere engagierte WiP-Beauftragte, machte mir dann klar, dass wenigsten ein Brief im Jahr zugunsten eines inhaftierten oder verfolgten Autors geschrieben werden sollte. Eigentlich keine große Sache, dachte ich, was ist schon ein Brief, heute ja auch zusätzlich leichter auch per Email versendbar.

Nun, zuerst einmal müssen diese Briefe auf Englisch geschrieben werden, für mich kein Problem, aber vielleicht gilt das nicht für jeden? <sup>(1)</sup> Viel schwieriger gestaltete sich allerdings der eigentliche Text. Was schreibt man denn da? Ich habe mich schließlich bei PEN International bedient. Dort findet man Infos auf der Seite <http://www.pen-international.org/take-action-rans> über den betroffenen Autor bzw. die Autorin, und worum es geht und was der PEN von der jeweiligen Regierung fordert. Daraus bastelte ich dann meinen ersten Brief. Mittlerweile ist das zur Routine geworden.

Doch so leicht ist es nun doch nicht, denn, Vorsicht, die Versandadressen, an welche die jeweiligen Schreiben gerichtet werden sollten, sind auch bei PEN International nicht immer korrekt zu finden. Dies bedeutet, man muss sie selbst im Internet suchen bzw. dort auf Richtigkeit überprüfen. Das kann manchmal mühsam sein.

Die Briefe sind leider oft Tropfen auf den heißen Stein. Dennoch, wenn es auch nur einem „Writer in Prison“ geholfen haben sollte, dann hat sich diese kleine Mühe auf jeden Fall gelohnt. Es geht immer um ein Menschenleben! Daher meine Bitte, niemals nachlassen, schreibt so oft wie irgend möglich!

---

<sup>(1)</sup> Die Mitglieder, die nicht so gut Englisch schreiben, können ihre Briefe von Englisch sprechenden Mitgliedern überprüfen lassen.  
(Anmerkung der Herausgeber)

## Hinweise, Veranstaltungen, Publikationen

### Hinweise

Das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland ist dem [Netzwerk Autorenrechte \(NAR\)](#) beigetreten. Intensiver Austausch, verbandsübergreifende Kooperationen und Erklärungen sowie eine repräsentative Stimme gegenüber Politik und Branchenakteuren bei der Vertretung der Rechte von (Buch)-Autorinnen und Autoren sind die erklärten gemeinsamen Ziele der Initiative.

Zu ihr gehören: Die 42er Autoren, die Autorinnenvereinigung, der Bundesverband junger Autoren BVjA, Die Mörderischen Schwestern e.V., das Phantastik-Autoren-Netzwerk PAN, das deutsche PEN-Zentrum, das Syndikat, das Three Seas' Writers' and Translators' Council (TSWTC) und der Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller.

Das Netzwerk repräsentiert damit über 7000 deutschsprachige Autorinnen und Autoren der Literaturbranche. PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland bringt mit seinem Beitritt einen internationalen Aspekt sowie den Schutz der Rechte von Exil-AutorInnen in das NAR ein.

Jana Jürß war als Syndikatssprecherin Mitgründungsmitglied vom NAR und vertritt nun das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland im Netzwerk und im Urheberrecht.

### Veranstaltungen

#### Heute im Exil

Am Mittwoch, den 15. November 2017 (20.00) findet im Freiraum Köln-Sülz zum **Tag des verfolgten Schriftstellers** die erste einer alljährlich geplanten Veranstaltung auf der Lesebühne des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland statt, in Zusammenarbeit mit dem **Deutschen PEN-Zentrum** und unterstützt vom **Kulturamt der Stadt Köln** und dem **Freiraum Köln-Sülz**.

In diesem Jahr liest **Yamen Hussein** (Syrien) unter dem Titel – „die einzige narbe der nabel“ – aus seinen Werken. **Hans-Christian Oeser** moderiert und unterhält sich mit dem Autor.

Dieser Anlass soll auch ein informelles Treffen für unsere Mitglieder sein, zu dem wir Sie alle ganz herzlich einladen. Wir hoffen, dass viele von Ihnen den Weg in den Freiraum und nach Köln finden werden.

## Peter Finkelgruens Gedenkrede in Peking

26. Februar 2017 – 30 Shevat 5777

Eine chinesisch-tschechisch-israelisch-deutsche Erinnerungsveranstaltung zur Shoah...



### *Von Roland Kaufhold*

Ein außergewöhnlicher Gedenkort – und eine bemerkenswerte Kooperation mehrerer Botschaften: Am 22. Februar fand in der tschechischen Botschaft in Peking, Ritan Lu 2, ein Holocaust Memorial Event statt. Gemeinsame Einlader waren die tschechische, die deutsche und die israelische Botschaft in Peking, vertreten durch Berdich Kopecky, Michael Clauss und Guy Kivetz.

Gastredner war der am 9. März 1942 in Shanghai als jüdisches Flüchtlingskind geborene und heute in Köln lebende Autor Peter Finkelgruen. Finkelgruen hatte seine ersten vier Lebensjahre als Kind jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland in Shanghai verbracht. Anschließend emigrierte er mit seiner durch die Verfolgung schwer erkrankten Mutter und seiner Großmutter, die mehrere Konzentrationslager überlebt hatte, nach Prag, wo er weitere fünf Jahre lebte.

Die Idee zur Einladung Finkelgruens für diese Shoah-Gedenkrede in Peking kam von der jüdischen Gemeinde von Prag, der Finkelgruens Vita vertraut war. Und dieser Blickwinkel – China, Tschechien und Deutschland – bildete den von Finkelgruens Vita durchzogenen Versuch zur Erinnerung an den schwierigen Weg der Aussöhnung zwischen China, Tschechien, Deutschland und Israel.

Finkelgruen erinnerte in seinem Vortrag an den schwierigen Überlebenskampf, den die etwa 19.000 jüdischen Flüchtlinge – andere Zahlen fallen deutlich höher aus – aus Deutschland und Österreich zu bewältigen versuchten: Das ferne, mythenumwobene Shanghai war für mehrere Jahre nahezu das einzige Land, in das Juden ohne Papiere einreisen durften. Aber selbst dieser Fluchtweg wurde am 15.11.1942 endgültig geschlossen. Es folgte am 18. Februar 1943 die Erklärung der Japaner – Verbündete des Deutschen Reiches – , dass bis zum 15.5.1943 alle Juden, die nach 1937 eingereist waren, ihre Wohnungen und Geschäfte in das Ghetto von Shanghai zu verlegen hatten. Auch Finkelgruens Eltern mussten ihren kleinen Laden für Handschuhe und Lederwaren schließen. Hauptmotor für die Errichtung des jüdischen Ghettos von Shanghai war

jedoch die NSDAP/AO Shanghai, die sich aus den ca. 2500 Deutschen Ariern in Shanghai rekrutierten. Erst zweieinhalb Jahre später, am 3.9.1945, nach der Befreiung Shanghais durch die Amerikaner und dem Rückzug der Japaner, wurde das Ghetto wieder aufgelöst.

Finkelgruens Lebensweg steht exemplarisch für das vieler jüdischer Emigranten: Sein Vater Hans erlebte die Befreiung nicht mehr. Er verstarb am 29.7.1943 in Folge der erlittenen Schädigungen und der mangelnden Hygiene in Shanghai. Die Vernichtung auch der Shanghaier Juden war ein fester Plan der deutschen Nazis. Diese entwarfen, unter Beteiligung des deutschen Generalkonsuls Martin Fischer, hierfür drei Pläne: Die Juden könnten bei unzureichenden Hungerrationen zu Zwangsarbeiten herangezogen werden, wodurch sich ihre Zahl beträchtlich dezimiere. Man solle die überlebenden Juden unter einem Vorwand auf ein manövrierunfähiges Schiff verfrachten, dieses auf hohe See schleppen und dort verlassen. Oder man könne, so lautete die dritte Variante



der Pläne, auf der Halbinsel Potong mit deutscher Unterstützung eine Gaskammer bauen. Entscheidend sei, dass man aller Juden in Shanghai habhaft werde. Am günstigsten wäre hierfür das jüdische Neujahresfest Rosh Hashana, an dem alle jüdischen Familien beisammen seien.

Finkelgruen, der in zwei Wochen 75 Jahre alt wird, erinnerte in seiner

Shoah-Gedenkrede an seinen weiteren Lebensweg: 1946 ging er mit seiner Oma und seiner schwerkranken Mutter Esti in das kommunistische Prag, wo er für drei Jahre eine Grundschule besuchte. 1951 ging der neunjährige Peter, dessen Mutter ein Jahr zuvor an den Folgen der Traumatisierungen verstorben war, mit seiner Großmutter nach Israel. Seine Tante, die als überzeugte Zionistin noch rechtzeitig in das damalige Palästina emigriert war, erwartete ihn. Anfangs lebte Finkelgruen in deren Kibbuz Kfar Hammakabi, später dann in Nordisrael im winzigen Ort Kfar Samir. 1959, nach seinem Abitur in Israel, ging er mit tiefer Ambivalenz zum Studium in das ihm völlig unbekanntes Deutschland.

An der gemeinsamen, sich auch an die chinesische Öffentlichkeit richtenden Gedenkveranstaltung in der tschechischen Botschaft in Peking nahmen etwa 100 chinesische und internationale Gäste teil. Die Feierlichkeit war verbunden mit einem Empfang der geladenen Gäste. Peter Finkelgruen las auch einen Ausschnitt aus seinem Buch *Erlkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung* (1999) vor. Weiterhin wurden, dem Anlass entsprechend, kurze nachdenklich stimmende Stücke auf einem Klavier vorgetragen

Bereits vier Wochen zuvor, Ende Januar, hatten China und Israel in Veranstaltungen des 25. Jahrestages der Aufnahme diplomatischer Beziehungen gedacht. Diese waren am 24.1.1992 von den beiden Außenminister David Levy und Qian Qichen in Beijing (Peking) unterzeichnet worden. Erster israelischer Diplomat war der vor drei Jahren in Tel Aviv verstorbene Zev Sufott. 1997 hatte Sufott mit dem Buch *A China Diary: Towards the Establishment of China-Israel Diplomatic Relations* seine Erfahrungen mit den japanisch-israelischen Beziehungen aufgearbeitet. China war zugleich das erste Land - bezogen auf den Nahen Osten - , das Israel 1950 anerkannt hat.

Die Beziehungen blicken auf eine lange, jedoch nicht unproblematische Vergangenheit zurück: Seit den Tagen der Jüdischen Gemeinde in Kaifeng vor Tausend Jahren bestehen Verbindungen zwischen beiden Ländern. Noch vor wenigen Monaten gab es Berichte darüber, dass China das jüdische Leben in Kaifeng plötzlich unterdrücke. Das einzige jüdische Lernzentrum von Shavei Israel sei geschlossen worden. Shavei Israel versucht seit Jahren, die Einwanderung nach Israel für chinesische Juden zu ermöglichen. Neben der Botschaft in Peking und dem Konsulat in Shanghai bestehen heute zwei weitere Vertretungen in Guangzhou und in Chengdu.

Erstaunlich: In Chinas wichtigstem sozialen Netzwerk habe die israelische Botschaft in Peking „beinahe zwei Millionen Follower“ und sei damit „die ausländische Botschaft in China mit den meisten Followern“, teilte das israelische Außenministerium am 24.1.2017 in ihrem Newsletter mit. Neben der Einrichtung von Zehnjahresvisa für Geschäftsleute und Touristen bildet die Aufnahme einer direkten Flugverbindung zwischen Tel Aviv und Peking durch Hainan Airlines, zusätzlich zu den von El Al, einen Meilenstein zur Intensivierung der Kontakte zwischen diesen beiden Ländern.

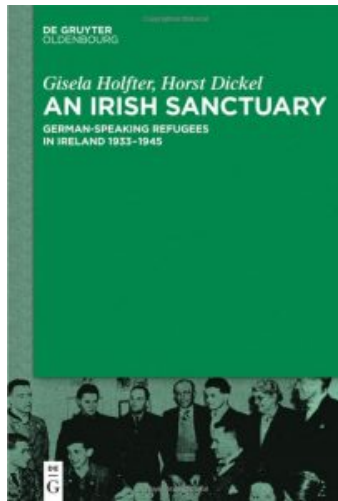
Erstpublikation 26.2.2017 <http://www.hagalil.com/2017/02/gedenkrede-in-pekings/>

*Eine stark gekürzte Version dieses Beitrages ist unter dem Titel Exil in Shanghai. Shoa-Gedenken in China, erschienen in: [Neues Deutschland](#), 23.2.2017. Bilder: (c) R. Kaufhold*

*Der Autor, Dr. Roland Kaufhold, arbeitet zur Zeit an einem umfangreichen Buch über Peter Finkelgruens Vita und Werk, das 2018 beim Psychosozial Verlag (Gießen) erscheinen wird.*

## Publikationen

Gisela Holfter publizierte zusammen mit Horst Dickel die erste umfassende und detaillierte Darstellung deutschsprechender Flüchtlinge in Irland, eine Publikation, die einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der beiden Länder und ihrer Beziehungen leistet.



Aus dem Klappentext:

The monograph will provide the first comprehensive, detailed account of German-speaking refugees in Ireland 1933-1945 – where they came from, immigration policy towards them and how their lives turned out in Ireland and afterwards. Thanks to unprecedented access to thousands of files of the Irish Department of Justice (all still officially closed) as well as extensive archive research in Ireland, Germany, England, Austria as well as the US and numerous interviews it is possible for the first time to give an almost complete overview of how many people came, how they contributed to Ireland, how this fits in with the history of migration to Ireland and what can be learned from it.

While Exile studies are a well-developed research area and have benefited from the work of research centres and archives in Germany, Austria, Great Britain and the USA (Frankfurt/M, Leipzig, Hamburg, Berlin, Innsbruck, Graz, Vienna, London and SUNY Albany and the Leo Baeck Institutes), Ireland was long neglected in this regard. Instead of the usual narrative of „no one was let in“ or „only a handful came to Ireland“ the authors identified more than 300 refugees through interviews and intensive research in Irish, German and Austrian archives. German-speaking exiles were the first main group of immigrants that came to the young Irish Free State from 1933 onwards and they had a considerable impact on academic, industrial and religious developments in Ireland.

Besprechung in der THE IRISH TIMES

<http://www.irishtimes.com/culture/heritage/how-ireland-failed-refugees-from-nazi-germany-1.2961062>

## Literarische Vorstellungen – Axel Reitel

*In dieser Rubrik bitten wir Mitglieder, sich mit einem literarischen Text vorzustellen. Hier Axel Reitel, der ab Ende 2017 die Herausgabe der Mitglieder-News übernehmen wird.*



©: Jo Berghammer

Axel Reitel wurde 1961 in Plauen / Vogtland geboren und wuchs in einer von der SAG Wismut geprägten Familie auf. Zu seinen frühen Gedichtthemen gehört der im DDR-Alltag zutage tretende Ost-West-Zwiespalt.

1978 und 1981 Inhaftierung durch das Ministerium für Staatssicherheit und zu sechs Monaten Jugendhaft beziehungsweise 48 Monaten Gefängnis verurteilt. Auf Vermittlung des Bruders Ralf Reitel, der zu dieser Zeit als Schauspieler in Rudolstadt engagiert ist, ab 1981 Klient von Amnesty International. Die Betreuung geschieht durch die schwedische Gruppe von AI. Am 17. Dezember 1981 aktive Beteiligung am Hungerstreik von insgesamt 350 politischen Häftlingen im Zuchthaus Cottbus, aus Protest gegen die Verhängung des Kriegsrechts in Polen und aus Sympathie mit der polnischen Gewerkschaft Solidarność . Am 4. August 1982 Freikauf durch die Bundesrepublik Deutschland. Von 1985 bis 1990 Studium der Kunstgeschichte und Philosophie an der Technischen Universität Berlin (West). Seit 1990 freischaffender Autor.



## Drei Welten. Drei Texte

Die Texte wurden zuerst 1996 in: „Zeitalter der Fische. Erzählungen“ veröffentlicht. Durchgesehen und leicht überarbeitet am 23. und 24. Mai 2017. Man sieht hier - liest hier, wie ich hoffe - ganz gut mein Haupt-Augenmerk auf geschehene Geschichte und der Ausarbeitung einer konnotativen Personnage. (A.R.)

## Aus alten Archiven

Ich kenne ihren Namen, das Datum, an dem sie ertränkt wurde. Ich blättere die Seiten um: Freitag, 18. Mai 1683. Ich sehe eine schwarzhaarige Frau, sie hat blaue Augen, der Name der Frau ist Maria Grimm, angeklagt des Kindsmordes, das Urteil wird nach dem Richterspruch vollstreckt. Gerichtsknechte führen sie vom Gefängnis über den Markt, vier Chorknaben der lateinischen Stadtschule sind dabei, dann noch die Herren Stadt- und Landdiakone. Eine Volksmenge, steht geschrieben, geht mit zum Fluss. Die Gerichtsknechte tragen einen Sack bei sich, einen Hund, eine Katze, einen Hahn und eine Schlange. Sie kommen mit der Frau in den Sack. Ich höre ihre Stimme, das Schreien der Tiere, vor allem der Katze, es klingt wie Kindergeschrei. Wasser sehe ich, das über dem Sack zusammenschlägt, Luftblasen. Und dass Maria Grimm nicht auf dem Friedhof beigesetzt werden durfte, trotz der Spende des Vaters, zwei Taler, das weiß ich jetzt.

Von dem anderen weiß ich aber nicht viel, nur dass er ein Bürger dieser Stadt war und verurteilt zum Heranfahen von drei Fudern Steine für den Stadtmauerbau, denn er habe öffentlich gesagt: „Es sey keyn weyser Mann in Plawen!“

Aber das war schon 1398.

## Friedrichshagen<sup>i</sup>

Bekannt durch seinen Dichterkreis ist Friedrichshagen. Wo wir das hören, fallen uns Namen ein und einige Titel ihrer Werke: *Der Schuss auf die Kanzel*, *Trinkermeditationen*, *Kritisches Scheidemühl*, *Schattenland Ströme* und *Litauische Claviere*. Und dass der Autor letzterer beider Titel mit achtundvierzig Jahren dort gestorben ist. Und dort auch lebte: Ahornallee 26. Begraben auf dem Evangelischen Friedhof. Vielleicht sehen wir einen Fernsehbericht, der aber vor allem fröhliche Bootsfahrende und Sommerbadegäste am Müggelsee zeigt. Aber: „Bekannt durch seinen Dichterkreis“, ist das Signal für Kaspar, Melchior und Balthasar, die seit langem geplante Reise anzutreten. „Friedrichshagen“, sagt Balthasar, „ist zu erreichen über die S-Bahn: Warschauer Straße, Ostkreuz, Rummelsburg, Karlshorst, Köpenick, dessen delikate Hauptmannsgeschichte Appetit auf einen gelungenen Handstreich macht, dann kommt Hirschgarten, dann“, hier macht Balthasar eine kleine Pause, denn kleine Könige, weiß er, benötigen die Würze der Spannung, dazu wiegt er seinen Kopf hin und her und schnalzt mit der Zunge, „dann kommt mit großen Leuchtbuchstaben Friedrichshagen auf uns zu. „Dann also aussteigen“, unterbricht ihn Melchior, der lieber sachlich bei der Sache ist und Künsteleien lediglich bei einer Runde Bier mit Korn ohne Murren hinnimmt. Und Kaspar? Kaspar sagt vorerst nichts. Er reibt sich vergnügt die Handflächen aneinander. Dann zählt er aus seinem Portemonnaie S-Bahnfahrgeld für drei Personen, macht drei Häufchen aus Markstücken und Groschen, lächelt, reibt sich die Handflächen erneut. Dann sehen

wir die drei die Schwenktür des Friedrichshagener S-Bahnhofes aufstoßen und auf die Bölschestraße hinaustreten, auf der es geradenwegs zum Müggelsee geht. Melchior hat unterwegs von einer Bekannten erzählt. „Barbara mit schwarzem Haar.“ Zwei Stationen weiter, in Wilhelmshagen dann, hat Melchior erzählt, im Rehabilitationszentrum Ulmenhof, gegenüber der Püttberge gelegen, arbeitet sie als Pflegerin.

„Ich war oft dort, bevor ich über die Grenze bin“. Und von einem Jungen erzählte Melchior, der Christoph heißt. Dessen Vater lässt ihn arbeiten, was es an Arbeit zu Hause gibt, und verspricht ihm den Himmel über Berlin dafür und frisst doch alles selber auf. Dann bleiben sie stehen, die Hände in den Hosentaschen oder am Kinn, und sehen die Häuser ab. Finden nicht gleich Nummer 26, sehen über die Friedhofsmauer, suchen seinen Namen, aber auch den finden sie nicht. Balthasar beginnt mit dem linken kleinen Zeigefinger einen Horizont auf der anderen Straßenseite zu malen. Dann hält er ein, legt den kleinen Finger unter sein linkes Auge und sagt: „Schultheiß“. Dann treten sie in den umzäunten Garten des Lokals. Und während sie zum neuen Horizont hinüberwechseln, gehen sie einer Erinnerung nach, als wenige Wochen zurück die Grenze zwischen den beiden Mondhälften Berlins noch geschlossen war und ein Grenzzoffizier den ersten Versuch, Friedrichshagen von Westen her zu erreichen, mit einem Wort abtat: „Jesindel“. Und ein anderer Grenzzoffizier, der hinzukam, sagte: „Nee, nich' bei uns, ooch nich uff Besuch.“ Und sie meinten ihr Land der politischen Polizei, die noch fest und hoch im Sattel saß.

„Es ist fast alles frei“, sagt Balthasar.

„So ein schöner Sommertag“, sagt Kaspar.

„Eine Runde bitte“, sagt Melchior.

„Zum Wohl“, sagt der Wirt, für jeden ein Pils und einen Korn auf dem Tablett und Bierdeckel, darauf malt er Striche und Kreuze. Kreuze für Korn. Kaspar liest laut: „Zum Christophorus“ und sagt, hier befinden wir uns also. Der Schutzheilige der See - und der Autofahrer, erläutert den Königen der Wirt. Dann kratzt er sich am Kopf und rätselt über die Herkunft seiner neuen Gäste. „Thüringer“, sagt er. „Vogtländer, aber keene Bavarier. Und keene Berliner. Hör ick. Vogtländer, Randböhmern. Dit wär' ja oochmal fast Berlin jewesen. Armenvorstadt wurde die Ecke uff de Landkarte jenannt.“ Dann rufen andere Stimmen nach geistigen Getränken, und der Wirt geht mit einer Verbeugung zurück in das Lokal. Dann kommt ein neuer Gast in den Garten. Melchior erhebt sich und begrüßt Christoph, der auf einem blauen Fahrrad die lange Bölschestraße heruntergeschossen kam. Kaspar und Balthasar sagen zu Christoph, dass er für sie schon so etwas wie ein alter Bekannter sei. Und darüber freut sich Christoph. „Wir haben jetzt viele Tiere“, sagt Christoph. „Zum Beispiel?“, fragt Melchior. „Einen schwarzen Rappen“, antwortet Christoph.

Dabei fällt ihm ein Buch aus der Hand ins Gras. *Zwischen Kopf und Kragen* ist als Titel zu lesen. „Das Buch hat mir Barbara mitgebracht“, sagt Christoph, „von ihrem Ku'dammbummel“. Dann beginnt er nervös auf seinem Stuhl zu rutschen.

„War wieder etwas mit deinem Vater?“, fragt Melchior. „Ja, eben“, antwortet Christoph und erzählt schnell. „Dreißig Zentner Kohlen. Er hat mir Bratwürste, Sauerkraut und Englisch Drops zum Nachtsch versprochen. Die Kohlen waren alle drin, aber er hat wieder alles allein gegessen. Ich will nicht mehr vom Ulmenhof nach Hause.“ Melchior, Balthasar, Kaspar und Christoph reden. Dann kommt der Abend. Kreuze und Striche haben die Deckel fast umrundet. Es sind kleine Gläser und kleine Deckel. Aber auf den Beinen hält es die Könige nicht wie vor Stunden. Kaspar steht auf und bittet Christoph, der nur Wasser trinkt, um eine Runde auf dem blauen Rad. Dann steigt er auf und fällt gleich wieder hinunter. Balthasar steigt auf und fährt die Straße in Richtung See.

Der Horizont ist blutrot. Die Sonne, links von ihr der Mond. „Die schöne Sonne geht unter“, sagt Kaspar. „Kein Einspruch gegen den Mond“, sagt Christoph. Dann kommt Balthasar zurück, lenkt mit einer Hand und winkt mit der anderen. Er habe Barbara getroffen, sie habe nach Christoph gefragt und bittet nun zum Abendbrot nach Wilhelmshagen.

Für heilige Könige, die schon viel erfahren haben, ein leiser Übergang, ein Katzensprung. Der Wirt kommt und nimmt das abgezählte Geld in Empfang. Drei Häufchen die Rechnung. Ein kleineres Häufchen das Trinkgeld. Sie verbeugen sich vor dem Wirt. Der Wirt verbeugt sich vor ihnen. Dann gehen sie.

Die Allee/ eingegrenzt/ mit den Schritten Verstorbener./ Wie das Echo/ über der Luftsee herab/ kam, auf dem Waldgrund zieht/ Efeu, die Wurzeln/ treten hervor, die Stille/ naht mit Vögeln, / weißen Stimmen.<sup>ii</sup>

Ein dunkles Gelände. Ein Zaun. Dahinter Wiese und Haus. Ein Schatten. „Wir sollen leise machen“, sagt Christoph. „Steigen wir gleich über den Zaun“, sagt Melchior. Christoph will den Hausschlüssel holen. Kaspar balanciert auf einem Balken, der achtlos auf der Straße nicht liegen soll, verliert das Gleichgewicht und fällt kopfüber. Aber er tut sich nichts.

Dann hocken die drei Könige auf dem Zaun. Melchior springt und auf der Wiese bewegt sich ein Schatten. Nun folgt ein dumpfes Geräusch, einem Knirschen ähnlich. Als ob etwas entzwei bricht. Dann springt Balthasar. Jetzt folgt das Wiehern eines Pferdes, bevor es scheut. Das Wiehern wiederholt sich, Hufschläge sind zu hören und Balthasars Stimme, die „Brr, Brr!“ ruft. Kaspar sieht vom Zaun aus Balthasar an den Hals des Rappen geklammert vorüberfliegen. Auf der Wiese angekommen, spuckt Melchior vor Kaspar Blut. Und hinter beiden folgt eine Stimme. Das ist Barbara. Sie nimmt Melchior ins Haus und sagt, „wenn du mich öfter besuchen kämst, hättest du bald keinen Zahn mehr“. Und Melchior sagt, „schön, wie du lachst...genau auf die Nüstern“. Dann kommt Christoph mit dem Hausschlüssel. Meter weiter ist ein freier Durchgang im Zaun. Ein Quietschen wird hörbar, wie bei schlecht geölten Gelenken, und das Schnaufen des Rappen. Balthasar hält den Rappen am Zügel. Im Haus ist inzwischen der Tisch gedeckt mit Gläsern und Flaschen und heißen Kartoffeln mit Kräuterquark. Melchior spült seinen Mund mit Wodka aus, der schließlich als hellrotes Strahlchen in den Ausguss gespritzt wird. „Auf die Nüstern“, wiederholt er lächelnd. „Zahn auf Zahn“, lacht Barbara. Barbara holt den Korkenzieher. Christoph bittet die Könige zu Tisch. Dann sagt er erneut, „kein Einspruch gegen den Mond“, sagt „Gute Nacht“ und geht schlafen. Melchior spült, bis das Strahlchen weiß bleibt, dann stoßen sie alle an. Und morgen, nehmen sie sich vor, besuchen sie den Friedhof. Auf sein Grab wollen sie große Blätter Klee legen. Wie in den Gedichten des Mannes beschrieben. Und besuchen wollen sie die Witwe in Nummer 26  
Melchior: „Aber für sie einen Blumenstrauß, durchsetzt mit Holunder  
Balthasar: „Sollte es nicht eine Flasche Likör sein?“  
Kaspar: „Cognac a la Napoleon?“

### *Da waren Habenichtse in der Luft*

Man muss seinen Ohren schon trauen, auch wenn es weit zurückliegende Geschichten sind, wie sie mir zum Beispiel der Dichter Julius<sup>iii</sup> von seinem Sockel herab erzählt und die etwa so beginnen: „Dieser Freitag, der 15. Mai 1812, ist ein nebliger, trüber, bodenloser und regennasser Tag“ und der gleich mit einem Lateiner unterbrochen wird, weil dieser in die Ehrenpforte eingemeißelt ist zur

huldvollen Begrüßung Napoleons: ‚Oris Rexque fidelis ovat‘: Den geborenen König lobpreisen die Getreuen.

„Doch ist Napoleon bereits Kaiser“, fährt Julius fort,“ und unzweifelhaft kann dieses vollkommen ungewollte aber nun einmal geschehene herabwürdigende Versehen auch die Erklärung für den sich anbahnenden Ärger genannt werden. Unwissend also ‚paradiert‘ schon das löbliche Schützenkorps und ein Teil der Bürgerschaft mit fliegenden Fahnen vor Augen und mit Janitscharenmusik sowie Detachements von den kaiserlichen Ulanen, und der königlichen Kürassier-Garde, vor den gespannten Augen, weil man das damals so macht...und nicht nur Plauen, nicht nur das Vogtland, freut sich in aller Öffentlichkeit, des Königs - des Kaisers Wünsche - natürlich zu erfüllen, doch womöglich“, sagt Julius, der längst schon gestorbene, jung aussehende Dichter, insistierend an einem ebenso nebligen Morgen von seinem Sockel herab zu mir, „und da legt es Dir die Ohren an, was dann passiert, alter Knabe.“

Und ich horche: „Nach 7 Uhr früh also versammeln sich die Schützen auf dem Markte und ziehen im Verein mit den übrigen Bürgern unter Anführung des Oberschützenmeisters Stadtvogt Eberhard, welcher zu Ross voran trabt, durch das Brückentor über die Brücke bis an das Ehrentor von grünem Reis, auf welcher Musikanten ‚Posto fassen‘. Die Schützen in grünen Röcken, Bonapartehüten und weißen Hosen stellen sich zwischen Brücke und Ehrenpforte auf, die Elster im Rücken, und über der grünen Pforte bilden französische Ulanen eine Reihe, und neben diesen die sächsische Kürassiergarde. Hui, und wie der Wind pfeift, und dann erst der lange kalte Regen ... Die Unglückseligen stehen also bis zum Nachmittag, die sauberen weißen Hosen sind schon tiefgrau, und doch ist jedermann sicher, dass Napoleon doch noch ankäme, mit der Frau Gemahlin Louise, und wo doch von dem Wagen samt den acht Hengsten und selbst dem Leibmamelucken Rustan so viel geredet worden war ... Und schon hat es auch schon fünf Uhr am Nachmittag geschlagen. Und endlich sprengt ein Kurier daher: ‚Napoleon kömmt! ‘ Da gibt der Stadtvogt Eberhard schnell die Kommandos und sprengt mit seinem Pferd der Ehrenpforte zu, denn er hat ja auf einem seidenen Kissen den Schlüssel der Stadt höchstpersönlich seiner Majestät zu überreichen ... aber manchmal ... Aber manchmal ereilt einem das Unglück so schnell, dass vielleicht gar nicht der Wind Schuld ist, der arme Mann, so schnell kann er gar nicht sehen, nur wie er mit einmal am Boden liegt, wupp, mitten im Straßenschlamm. Und keiner schaut hin, denn da tönen schon die Glocken vom Turme, die Musikanten auf Posto setzen sich in Stand, die Vorreiter kommen einher, die Musikanten spielen ab und die Ehrenpforte knackt verdächtig: nur hört das vielleicht allein der sich mühsam aufrappelnde Stadtvogt, wenn er nicht gerade mit seinen Gedanken und in ‚ungeteilter Aufmerksamkeit‘ bei dem verlorenen Schlüssel ist, denn alles schaut nun auf die ‚Eskorte‘, auf den von acht Hengsten gezogenen Wagen<sup>iv</sup> ... Ja! Jetzt kann man ihn auch sehen. Jetzt kommt Napoleon! Jetzt ist er in der Stadt. Der Kaiser trägt eine grüne Chausseur-Uniform. Ob er aber das bunte Tuch, das er bei der Hofer Durchfahrt um seinen Kopf geschlagen hatte, noch hier trägt sieht niemand nicht so recht, nur dass er, wie es später zu lesen ist, ernst und düster vor sich hinschauen soll ... aber was solls, er, Napoleoni Magno, ist nun endlich gesehen, und wenn auch nicht die Gemahlin Louise, so doch die stolze Eskorte aus polnischen Ulanen ... aber der arme Eberhard! Nun wieder, zwar notdürftig gereinigt, in glücklicher Vorbereitung seiner Rede, sieht er den Wagen in raschem Tempo durch die Pforte sausen ... und ja, ob es nun die Erschütterung durch des Stadtvogtes Sturzes oder ob nun der Grimm des düster dreinschauenden Cäsaren es selbst verschuldet hat: äußerst knapp hinter Napoleons Kutsche kracht die Pforte plötzlich ineinander und die Kraft des Sturzes verschlingt auch allen Schmuck und der französische Adler mitsamt dem sächsischen Wappen, das er mit seinen Fittichen deckt, liegt nun zerbrochen im Schlamm wie vordem der Eberhard im Kot. Die Musikanten aber“, erzählt Julius ungetrübt zur Konklusion kommend, „kommen zum Glück noch davon.“

„Eine Minute eher“, sage ich. „Ja“, seufzt Julius, „womöglich hätte die Pforte und dann nicht nur Napoleon erschlagen.“ „Ach ja, und wem blieben nicht viel schweißdurchtränkte Geschichtsstunden erspart.“

Und dann, bevor mich Julius wieder in die Stadt zurückschickt - dabei nie ohne die kleine Bitte, ihn über „die Geschäfte“, sein Wort von für das „was“ - und was auch nicht - „an Zeitgeist in den Zeitungen steht“, auf dem Laufenden zu halten, höre ich noch, dass sich möglicherweise Napoleon nach der einbrechenden Pforte umgesehen und auf die Frage Louises, was es an „Especiales“ noch zu sehen gäbe, die von ihrem Posto fallenden Musikanten im Auge, nun schon wieder besänftigend beantwortet haben könnte: „En l'air il y avient des dissipateurs.“<sup>v</sup> Wozu Rustan, der Leibmamaluck, bin ich nun, auf meinem Nachhauseweg, überzeugt, kaum merklich, doch sicher würdevoll, die Peitsche tönen lässt.

---

i Die Geschichte schrieb der Autor nach einem gemeinsamen Ausflug mit Utz Rachowski und Hans-Jürgen „Bubi“ Voigt, einem Klassenkameraden des Psychologen, Bürgerrechtlers und Schriftstellers Jürgen Fuchs an der Erweiterten Oberschule in Reichenbach/Vogtland.

ii Johannes Bobrowski, „Das verlassene Haus“.

iii Gemeint ist der Jurist, Dramaturg und Dichter Julius Mosen - eigentlich Julius Moses, sein Name wurde jedoch durch Ministerialerlass im Jahr 1814 in Dresden in Mosen umgemodelt - (\*08. Juli 1803 in Marieney, †10. Oktober 1986 in Oldenburg). Bekannt ist er heute vor allem durch sein „Andreas Hofer Lied“, das zur Tiroler Nationalhymne wurde. Das Denkmal in der Erzählung befindet sich in Plauen.

iv Eine verbürgte Geschichte, die sich in der Plauener Stadtchronik findet.

v Frz. zu dt. etwa: „Da waren Habenichtse in der Luft“.

## Beiträge

### *Maya Hostettler: Los Angeles – Immer wieder*

Die Stadt ist voller Menschen, überall. Unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Religionen in allen Farb-Schattierungen, braun, oliv, weiß, schwarz.

Es ist der 27. Dezember, ein Dienstag, und ich frage mich, warum so viele Menschen frei genommen haben. Meine Freundin Diane erklärt: „Wir wissen nicht, was auf uns zukommt.“

Diane und ich quetschen uns durch die Ausstellungsräume in der Getty Villa in Malibu, wo Mosaiken aus dem Mittelmeerraum ausgestellt sind. Wie immer, sind die Kunstobjekte professionell gehängt, beleuchtet und beschriftet. Die vielen Besucher staunen und freuen sich über die gut erhaltenen Farben der Mosaiksteine.

„Die Wiege der Zivilisation“, erklärt eine Frau ihrem Sohn. „Zypern“, buchstabiert er. Wo ist denn das? Auch Diane, meine Freundin, weiß es nicht und so studieren wir alle zusammen die Karte des südlichen Mittelmeerraums, die neben den Exponaten hängt. „Zypern ist eine Insel“, erklärt uns der Junge. Als wir weitergehen, liest er noch andere Ländernamen: Libyen, Tunesien, Ägypten, Syrien, Jordanien, Türkei, Griechenland. In seiner Stimme schwingt Erstaunen. Er erkennt die Ländernamen, sie erscheinen täglich am Bildschirm, und dort soll die Wiege der Zivilisation sein?

Der neue Präsident wird es diesen Terroristen zeigen. Noch ist er nicht Präsident. „Noch wissen wir nicht, was auf uns zu kommt,“ hat Diane gesagt. Ob es solche Ausstellungen nicht mehr geben wird? Gut möglich. Diane ist aufgeregt. Alles ist in der Schwebel, niemand kann wissen, was Donald Trump tun wird.

Heute wissen wir es. Er will nicht diskutieren. Er will nicht lesen. Er will nicht nachdenken. Er will regieren und zwar per Dekret (*executive order*). Sein erstes Dekret: Er will Obamacare auflösen. Es werden viele weitere folgen.

Ich erzähle Diane, dass in Zypern viele dieser Mosaiken unter freiem Himmel ausgestellt sind – da, wo sie ausgegraben wurden und, wie schön es sei, sie von Holzstegen aus zu betrachten, umgeben von Blumen und Büschen, beschienen von der Mittelmeersonne. Diane staunt. Für Amerika ist Zypern eine Unbekannte. Ich denke an all die Armeen, die sich Zypern aus strategischen Gründen einverleibten. Auch heute noch. Die Wiege der Zivilisation.

Vor der Villa, die getreu einer Villa in Italien nachgebaut ist, gibt es einen Pool. In ihm spiegelt sich das dunkle Blau des kalifornischen Himmels. Weiter unten dehnt sich der Pazifik, ebenso blau.

\*\*\*\*\*

Wir fahren nach Santa Monica. Ich brauche neue Turnschuhe und die gibt es an der *Third Street Promenade*. Es ist schwierig, einen Parkplatz zu finden. Tausende haben sich eingefunden, um hier heute zu promenieren. Die Menschen sind ausgelassen. Lachend gehen sie die Straße auf und ab. Viele tragen pralle Einkaufstaschen. Die Straßenrestaurants sind voll.

Ich schicke mich in die ausgelassene Stimmung, lache über die Straßenkünstler, die ungehemmt ihre Lieder präsentieren. *Third Street* ist ihre Plattform. Ob sie hoffen, einen Produzenten zu finden oder ob sie aus reiner Lust hier auftreten?

Mützen und Tüten kreisen, Münzen werden hineingeworfen, oft auch eine grüne Banknote. Heute geht es hier allen gut und warum auch nicht. Die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr haben sich die meisten Amerikaner freigenommen, und so wird gelacht, getanzt, gesungen, gegessen und, wie könnte es anders sein, eingekauft. Santa Monica, so präsentiert es sich selbst, ist eine „*Shopping Destination*.“ Dazu gehören natürlich auch *Wilshire Avenue, Santa Monica Avenue, der Pier, Ocean Avenue, Pico Blvd.*

Auch im angrenzenden *Ocean Park* wird Musik gemacht, aber das Leben hier ist nicht nur ausgelassen. Auf vielen Parkbänken schlafen Obdachlose, eingepackt in alte Schlafsäcke. Andere sitzen auf Decken auf dem Rasen. Wir schauen weg. Wir krallen unsere Handtaschen fest. Wir wären froh, wenn die Obdachlosen nicht hier wären. Sie beschämen uns. Helfen können wir nicht. Ideen haben wir auch keine. Ob der neue Präsident helfen wird? Er will doch allen, die in unserer westlichen Welt nicht bestanden haben, eine zweite Karriere schenken. Einen Job. Eine Wohnung. Essen. Werden diese Gestalten die Arbeit der illegalen Mexikaner übernehmen, die tagein-tagaus die kalifornischen Felder bestellen? Oder werden sie Bankangestellte werden?

Einen Monat später wissen wir: Die Obdachlosen bleiben obdachlos. Noch bestellen die illegalen Mexikaner die kalifornischen Felder, aber es ist eine grosse Verunsicherung, ja Verzweiflung zu spüren. Jetzt kennt man die Zahlen genau: 70% der Landarbeiter sind Illegale. Ohne sie würde einer der größten Erwerbszweige der USA veröden. 6.5 Millionen Menschen leben im *Central Valley*, welches mehr Landwirtschaftsgüter produziert als jeder andere Staat der USA. Die Illegalen bestellen die Felder, und wir alle, auch wir Europäer, ernten den Lohn ihrer Arbeit zu Tiefstpreisen. Vielleicht wäre es besser, die Illegalen einzubürgern als sie weg zu transportieren, auf ihre Arbeitskraft können wir nicht verzichten, auch der Präsident nicht.

\*\*\*\*\*

Nadine, meine Lebenspartnerin, hat mit Hilfe der Plattform *Airbnb* eine Wohnung in West Hollywood angemietet. Der Hausherr hat das Feld geräumt. Er wohnt jetzt bei seiner Freundin in Aspen, eine neue Art, sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Wir wissen um die Kontroverse, finden das Konzept trotzdem gut.

Als Schweizerinnen ist es für uns klar, dass auf alles Neue erst einmal ein „Nein“ kommen muss. Lässt sich das Neue nicht abwenden, dann wollen wir es in unsere Strukturen einbinden, bis es nicht mehr atmen kann. *Airbnb* ist unter Beschuss geraten, aber die Gründer wollen keinen Streit. Sie lenken ein. Ich bin gespannt, wie sich diese Idee weiterentwickeln wird.

Die Idee zu *Airbnb* kam zwei jungen Männern in San Francisco während eines Designer Kongresses. Warum nicht die eigenen vier Wände als *Bed&Breakfast* anbieten, günstiger als ein Hotel, aber so, dass ein kleiner Profit während kurzer Zeit möglich ist. Natürlich hat sich das Unternehmen seit 2009 verändert, aber die Ur-Idee ist geblieben, und so wohnen wir mitten in West Hollywood und verbringen da Silvester und Neujahr in einer geräumigen Wohnung mit Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Terrasse, Jacuzzi – nein, keine Ferienwohnung, eine Wohnung, die vom Eigentümer während einer Woche zur Verfügung gestellt wird. Wir sind in *West Hollywood* und wir sind Teil davon. Uns gefällt das. Sehr.

Die Idee *Airbnb* lehnt sich an Gastfreundschaft an. Du suchst eine Bleibe, ich offeriere sie dir bei mir zu Hause, gratis soll es allerdings nicht sein. Es geht um eine Geschäftsidee, die auf Gastfreundschaft basiert. Die Idee der Gastfreundschaft ist in *L.A.* tief verwurzelt, ganz besonders durch die Exil-Literaten des letzten Jahrhunderts. Thomas Mann wohnte in *L.A.* (*Pacific Palisades*), wo er sein Haus gerne anderen Exilanten zur Verfügung stellt, und so gehen da Brecht, Lion Feuchtwanger, Vicki Braun, Ludwig Marcuse, selbst Charlie Chaplin ein und aus. Die Idee der Gastfreundschaft wird von Lion und Martha Feuchtwanger aufgegriffen. Auch sie stellen ihre Villa (Villa Aurora) als Treffpunkt zur Verfügung. Das ist bis heute so geblieben.

Als letztes Jahr bekannt wird, dass die Mann-Villa abgerissen werden soll – die Wohnlage ist inzwischen sehr gesucht – regt sich Widerstand, vor allem in Deutschland. In der Folge kauft Deutschland die Mann-Villa für über 13 Millionen US Dollars, was nicht von jedermann so einfach geschluckt wird. Die Villa soll aber kein Museum werden, sondern, wie Frank-Walter Steinmeier versichert, ein Ort der „Kulturpolitik, die Gesellschaften über Grenzen hinweg verbindet“. Annette Rupp, die das Programm einmal leiten wird, erklärt gegenüber *Der Zeit*: „Ziel ist es, in bewegten Zeiten Menschen zum Gespräch und zur Entwicklung gemeinsamer Ideen zusammenzubringen.“ (18. November 2016)

\*\*\*\*\*

*West Hollywood* ist eine eigene Stadt mitten in *Los Angeles* (sowie *Beverly Hills*, der angrenzende Ort) und kann sich so besser organisieren, vor allem aber finanzieren. Seit ich das letzte Mal hier war (2013), ist eine tolle Bibliothek entstanden, ein überragender *West Coast Design Complex*, eine grandiose Flanierstrasse (*Santa Monica Blvd.*), kleine Theater, eine Theaterschule, und vieles mehr. Das Leben besteht aus einem multikulturellen Mix, was sich vor allem in den verschiedenen Restaurants widerspiegelt, wo dekorierte Chefs aus aller Welt ihr Können aufstischen. Und wie. Wer gerne isst und trinkt, wer Kunst und Handwerk mag, wer Schwule nicht verurteilt, ist in *West Hollywood* am richtigen Ort.

*West Hollywood* war nicht immer so mondän wie heute, aber schon immer ein Ort von Künstlern, Architekten und Filmstars, die sich *Beverly Hills* nicht leisten können oder wollen. So wie sich die deutschen Emigranten in *Pacific Palisades* oder *Santa Monica* niederlassen, nisten sich in *West Hollywood* Künstler-Emigranten aus der ganzen Welt ein, die sich in ihrer Heimat nicht weiterentwickeln können. Natürlich ist ein anderer Lebensstil gefragt, wie derjenige des berühmten österreichisch-amerikanischen Architekten Rudolf Schindler zum Beispiel: 1921 baut er (s)ein Haus, in dem zwei Ehepaare (Schindler und Chase) miteinander leben können, ein offenes verwegenes Haus, wo Privatsphäre nicht im Vordergrund steht, sondern Austausch und Zusammenleben. Noch heute steht das „Schindler“ Haus und kann besucht werden. (835 Kinds Road)

\*\*\*\*\*

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es einfach, sich in *Los Angeles* zu bewegen. Es gab ein ausgeklügeltes System zweier Straßenbahnen: *The Red Cars*, die man heute als Regionalzüge bezeichnen würde und *The Yellow Cars*, die eigentliche Straßenbahn. Das ging recht flott, bis *General Motors* beide Firmen aufkaufte (1930-1960) und stilllegte, um die Dominanz der Autos zu fördern.

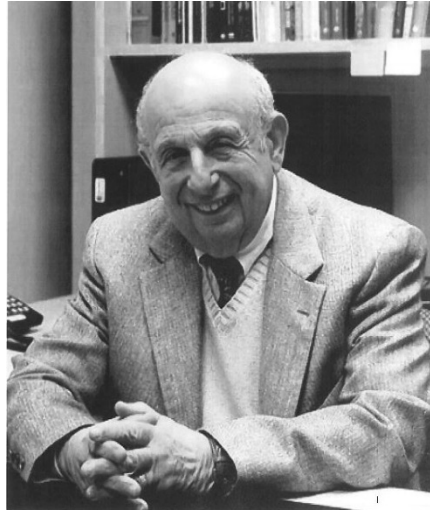


Inzwischen ist das Auto in Los Angeles zu einem Moloch geworden. Wer kennt sie nicht, die sechspurigen Autobahnen, auf denen oft alles zum totalen Stillstand kommt. Seit 2010 wird deswegen an einer Untergrundbahn gebaut, die heute zum großen Teil fertig gestellt ist. Sie heißt Metro, und es ist klar, woher der Name stammt. Leider werden *Beverley Hills* und *West Hollywood* von der *Metro Line* nicht bedient. Es sind eben eigene Städte, die sollen selber sehen, dass sie vorwärts kommen. Im großräumigen *Los Angeles* wird plötzlich kleinräumig geplant. Aber wie könnte es anders sein: *West Hollywood* will seine eigene Untergrund-Verbindung zur Metro. Die Pläne sind eingereicht. Bleibt zu hoffen, dass sie bewilligt werden, und dann sind wir wieder da, wo wir vor 80 Jahren waren: *Public Transportation*. Einer im Land hat allerdings etwas dagegen: Sein Plan ist, die amerikanische Autoindustrie in ihre alte Glorie zurückzuführen. Ob ihm das gelingen wird?

Pany im März, 2017

[www.federbar.ch](http://www.federbar.ch)

**Eine Hommage für Guy Stern  
anlässlich der Verleihung des Ovid-Preises  
des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland**



„Some are born to sweet delight,  
some are born to endless night“  
The Doors, „End of the Night“

**I: Exul poeta rediviva**

Von der Wiederkehr der verbannten Dichter: „Exul poeta“, der verbannte, heimatlose Dichter, das war das Schicksal und auch der Beiname Ovids, des wohl bekanntesten Exilanten des Römischen Reiches. Während des Dritten Reiches sollte sich sein Schicksal auf vielfache Weise wiederholen. Deutschland, das im neunzehnten Jahrhundert berühmte gewordene Land der Dichter und Denker war geradezu über Nacht zum berüchtigten Land der verbrannten Bücher und bald auch zum ruchlosen Land der millionenfach verbannten, verfolgten und schließlich ermordeten Menschen geworden. Diese in der Geschichte einzigartige Umnachtung der Menschheit und ihre schlechthin gespenstisch-groteske Verwandlung in die vollkommene Unmenschlichkeit hätten auch noch den Meistererzähler der Metamorphosen in schauerndes Erstaunen versetzt.

Guy Stern ist nicht nur einer der letzten lebenden Exilanten des Dritten Reiches, der die sich ausbreitende Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus in seiner Jugendzeit noch ganz bewusst miterlebt hat, er ist auch einer ihrer letzten großen Exponenten, der die Erfahrung und Verarbeitung des Exils bis zum heutigen Tag repräsentiert und auf vielfache Weise reflektiert. Er war einer der ersten, der sich als junger Literaturwissenschaftler intensiv und systematisch mit der deutschsprachigen Exilliteratur auseinanderzusetzen begann und mit seinen zahlreichen Publikationen zu einem der maßgeblichen Gründerväter dieses so wichtigen germanistischen Forschungsgebiets nach dem Zweiten Weltkrieg wurde.

Zudem war er auch einer der ersten, der sich bereits seit den frühen sechziger Jahren für eine deutsch-jüdische Verständigung einsetzte und ein gutes halbes Jahrhundert unermüdlich daran

weiterarbeitete. In diesem Sinne hat er denn auch über die Jahrzehnte hinweg immer wieder als Gastprofessor an einem runden halben Duzend deutscher Universitäten gelehrt und geforscht, wie etwa in Freiburg, München, Frankfurt, Leipzig und Potsdam.

Im Laufe seines langen Lebens ist Guy Stern für seine vielseitigen Verdienste mit zahlreichen nationalen und internationalen Auszeichnungen geehrt worden. Um hier nur die wohl zwei bedeutendsten zu nennen, nämlich das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland aus dem Jahre 1987 und die Goethe Medaille aus dem Jahre 1989. Im Jahr 1998 wurde er von der Bundesrepublik zum sechzigsten Jahrestag der Reichspogromnacht zu einem Vortrag im deutschen Bundestag eingeladen. Anlässlich der Vorstellung einer Festschrift zu seinen Ehren im Jahr 2005 hob die damalige bayrische Kultusministerin Monika Holmeier in ihrer Laudatio vor allem den erzieherischen Charakter seines Lebenswerks hervor und dass er sich damit in besonderer Weise für die Stärkung der freiheitlichen Demokratie in Deutschland eingesetzt habe. Im Jahr 2012 hat ihm seine Heimatstadt Hildesheim die Ehrenbürgerschaft verliehen. Zu einer seiner jüngsten Auszeichnungen gehört der vom französischen Staat verliehene Orden der *Légion d'Honneur* und nicht zuletzt der Ovid-Preis des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. In der Tat, diese in diesem Jahr zum ersten Mal vergebene Ehrung hätte keinem würdigeren und verdienstvolleren Empfänger verliehen werden können als Guy Stern.

## II: You Can ('t) Go Home Again: Tragisch-triumphale Stationen einer außergewöhnlichen Lebensgeschichte

Günther Stern, wie er noch in Deutschland mit Vornamen hieß, war gerade mal fünfzehn Jahre alt, als er 1937 das große Glück hatte, mit Hilfe eines Onkels in St. Louis nach Amerika auswandern zu können. Sein Plan, den Rest seiner Familie bald nachzuholen, sollte sich allerdings an der Wirklichkeit auf schrecklichste Weise zerschlagen. Wie er nach dem Krieg erfuhr, war seine ganze Familie deportiert und im Warschauer Ghetto umgebracht worden.



My family in early 1938 in Germany. My mother, Helge nee Silberberg, my father, Julius, my brother, Werner, and my sister, Eleonore. I got this when I got to St. Louis, MO.

Guy Stern war kaum erwachsen, als er sich freiwillig zum Dienst in der amerikanischen Armee verpflichtete. Er wurde zusammen mit anderen überwiegend deutsch-jüdischen Immigranten im Camp Ritchie in Maryland, einem „Military Intelligence Training Center“, in der Technik und Strategie der Verhöre deutscher Kriegsgefangener und Kriegsverbrecher ausgebildet. Nach seiner Teilnahme an der Invasion in der Normandie sollte er dort rund tausend Kriegsgefangene vernehmen und erhielt nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten für seine hervorragenden Verdienste den Bronze Star der U.S. Armee.

Nach dem Krieg studierte er Romanistik und Germanistik und lehrte nach seiner Promotion zunächst an der Columbia University in New York und danach an der University of Cincinnati, der University of Maryland und schließlich ab 1981 als „Distinguished Professor of German Literature and Culture“ an der Wayne State University in Detroit im Staat Michigan.

Guy Stern ist schon in jungen Jahren vielen bedeutenden Menschen begegnet, vor allem in den deutschsprachigen Immigrantenkreisen von New York, unter anderem Walter Mehring und Oskar Maria Graf und, nicht zuletzt weit darüber hinaus, auch Marlene Dietrich und Thomas Mann. Mit einigen von ihnen verbanden ihn lange, herzliche Freundschaften. Stellvertretend für sie alle soll hier seine 25-jährige Freundschaft mit Lotte Lenya genannt werden.



Lotte Lenya und Guy Stern

Lotte Lenya war natürlich nicht nur die Witwe Kurt Weills, des bedeutendsten Komponisten der Weimarer Republik und weit darüber hinaus erfolgreich von Paris bis zum Broadway in New York, sie selbst war auch die talentierteste Interpretin seiner Lieder aus der Dreigroschenoper sowie des Weimarer Cabarets insgesamt. Später hat sie sich auch noch als Schauspielerin einen weiteren guten Ruf erworben, vor allem zusammen mit Sean Connery in dem 1963 entstandenen James-Bond-Film *From Russia with Love*. Vielleicht inszenieren sich ja Guy und Lotte auf dem obigen Foto gerade als Mackie Messer und Seeräuber-Jenny, in anderen Worten, als transatlantische Doppelagenten des Kalten Krieges.

Doch zurück zu Guy Sterns offiziellem Curriculum Vitae. Über den rein akademischen Wirkungskreis hinaus hat er sich auch als Mitbegründer und zeitweiliger Präsident der Lessing-

Society, als Interim Direktor des Holocaust Memorial Centers in Detroit und vor allem als langjähriger Vize-Präsident der Kurt-Weill-Gesellschaft in New York weitere große Verdienste erworben. In dieser amtlichen Eigenschaft engagierte er sich unter anderem auch über Jahrzehnte für die deutsche Uraufführung von Kurt Weills *Der Weg der Verheißung*, einem Opern-Oratorium über die jüdische Geschichte, das schließlich 1999 in Chemnitz seine Premiere hatte und vice versa seine amerikanische Neuinszenierung unter dem Titel *The Eternal Road* im Jahr 2000 in New York erlebte.

Im Jahr 2004 drehte Christian Bauer den Dokumentarfilm *The Ritchie Boys*, der die Erfolge und Leistungen Guy Sterns und seiner Kameraden aus der Zeit der Normandie-Invasion noch einmal anschaulich vergegenwärtigt.



„My RB pal Fred Howard“

Der einfache Untertitel, den Guy Stern diesem Bild beifügte, spricht Bände. Nicht nur waren Guy und Fred Kriegskameraden, sie teilten auch darüber hinaus die Tragödie der verzweifelten Flucht aus der Heimat sowie den Triumph der Rückkehr als siegreiche Eroberer. Und nicht zuletzt waren sie, in ihrer Eigenschaft als Vernehmungsoffiziere der amerikanischen Armee, militärische Mitstreiter in einer höheren, moralischen Mission.

„Ubi bene, ibi patria“, dort wo es gut ist, dort ist das Vaterland, so lautet ein bekanntes römisches Sprichwort, das freilich für Ovids Verbannung am Schwarzen Meer nur Spott und Hohn bedeuten konnte. In der schicksalhaften Lebenswende Guy Sterns sollte es sich jedoch auf wunderbare Weise erneut bewahrheiten. Nach achtzig Jahren in Amerika und nach all dem, was das Land ihm gegeben hatte und was er umgekehrt ihm zurückgeben konnte, fühlt er sich schon seit langem gern und vollkommen als richtiger Amerikaner.

### III: „Oh, it’s a long, long while ...“: Memories of Guy Stern

Mit nahezu allen Menschen, die mir in meinem Leben bedeutsam und liebenswert geworden sind, verbindet mich auch eine lebhaftere Erinnerung an unsere erste Begegnung. Und so ist es auch mit

Guy Stern. Ich sehe ihn im Geist noch heute vor mir, als ich in den Achtziger Jahren am Anfang meiner akademischen Laufbahn hier in Amerika bei einem Empfang einer Literaturkonferenz auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Er hatte damals noch pechschwarzes Haar und war dicht umringt von zahlreichen Tagungsteilnehmern, mit denen er in einen angeregten Gedankenaustausch verwickelt zu sein schien. Er war schon damals ein akademischer Star, ein heller Stern am hohen Horizont des internationalen Gelehrtenuniversums – und dennoch zum Greifen nah. Und er war auch schon damals - *avant la lettre* -, ein richtiger „Turbo-Prof“, wie man Jahre später Professoren nennen sollte, die man öfter in Flugmaschinen als in Klassenzimmern anzutreffen glaubte. Er war jedoch trotz seiner Fliegerei, wie ich bald herausfinden sollte, auch überaus bodenständig, also „down to earth“, wie man hierzulande sagt.

Da ich von Guy Sterns Humor und Heiterkeit und nicht zuletzt von seiner Weisheit und Herzlichkeit schnell eingenommen war, suchte ich immer wieder seine Nähe. So lud ich ihn Mitte der Neunziger Jahre zum ersten Mal zu einem Vortrag an die Rutgers University in New Brunswick, New Jersey ein. Ich kann mich auch noch gut daran erinnern, wie er kurz vor seinem Auftritt in einer letzten stillen Minute offensichtlich seine Gedanken zu sammeln suchte. Dieser Augenblick der Besinnung ist mir nachhaltig in Erinnerung geblieben, doch erst Jahre später glaubte ich den tieferen Grund dafür genauer erkennen zu können. Guy Stern sprach nicht nur als ein routinierter Experte der deutschen Exilliteratur - das sowieso -, sondern darüber hinaus auch als ein Mensch, der wohl so manche seiner Vorträge mit Herzblut geschrieben hatte, genauer, aus einem Herzensgrunde, in dem tief empfundene Wehmut und Trauer genauso ihren Platz finden, wie unmittelbare Freude und Heiterkeit.

Ich glaube, diese vielschichtige Gemütsverfassung im Laufe der Jahre auch noch bei anderen deutsch-jüdischen Emigranten, seien es Schriftsteller oder Literaturwissenschaftler, wieder erkannt zu haben. Heute scheint mir diese Herzensbildung - wie es so schön in der deutschen Sprache heißt - als ein letzter Ausdruck und Abglanz jener humanistischen, deutsch-jüdischen Kulturtradition zu sein, die durch den abgründigen Zivilisationsbruch des Dritten Reiches auf immer zerstört wurde. Was bleibt, sind die Schrecken der Shoah, die Schauer an ihre Erinnerung und die tiefe, lebenslange Betroffenheit.

Da ich im Geiste anscheinend auch von Verstorbenen heimgesucht werde - wie mir medial Veranlagte all meiner Skepsis zum Trotz immer wieder versichern -, kann ich nur ahnen, welche stumme Stimmen möglicherweise auch noch im Gedankenaustausch mit Entkommenen und Überlebenden der Shoah bis heute immer weiter mitschwingen. Wie dem auch sei, jedenfalls fühle ich mich, je älter ich werde, auch mehr und mehr an Shakespeares metaphysisches Sinnieren in *Hamlet* erinnert: „There are more things in heaven and earth ... than are dreamt of in your philosophy.“

„To be or not to be“, oder in den Worten der Doors „some are born to sweet delight, some are born to endless night“, im Alptraum des Holocausts, seiner höllischen Unmenschlichkeit und himmelschreienden Ungerechtigkeit, gewinnt dieser existentielle Widerspruch eine geradezu apokalyptische Dimension. Welches Glaubensbekenntnis, welche Weltanschauung bleibt uns noch, angesichts dieser heillosen Sinnlosigkeit? „Richter und Henker“, das scheint der einzige Reim zu sein, den sich die Dichter und Denker seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs auf uns Menschen und unsere wahnsinnig gewordene Weltgeschichte zu machen vermögen. Welche geistig-seelischen Kräfte bedarf es doch, sich dieser Unheilsgeschichte in der Lehre und Forschung immer wieder zu stellen und sie zu vergegenwärtigen!

Bald nach seinem Vortrag in New Brunswick, wo er auch in unserem Haus zu Gast war und übernachtete, besuchte ich ihn in New York in den Räumen der Kurt-Weill-Gesellschaft, um mit ihm ein Interview zu führen. Einen ganzen langen Vormittag nahm er sich Zeit für mich, und so wurde es ein ausführliches Gespräch, das schließlich in der Frühjahrsausgabe 2001 von *Monatshefte* in seiner ganzen, rund zwanzigseitigen Länge abgedruckt wurde. Das Journal ist die älteste germanistische Fachzeitschrift Amerikas und ihre vom Humboldt'schen Bildungsideal inspirierten Gründer hätten sich zu ihrer Zeit wohl solche Beiträge nicht in ihren schlimmsten germanisch-germanistischen Alpträumen träumen lassen. „You Can ('t) Go Home Again ...“ lautet denn auch der erste Teil des Titels dieses Interviews in Anspielung und weiterem Widerspruch zu Thomas Wolfes Roman *You Can't Go Home Again* aus den Dreißiger Jahren.

Zum Zeitpunkt der Publikation jenes Interviews war ich bereits an der Old Dominion University in Norfolk, Virginia, wo ich damals Jahr für Jahr immer länger werdende sogenannte „International Symposia“ organisierte, an denen auch Guy Stern immer wieder als regelmäßiger Beiträger oder auch als „keynote speaker“ teilnahm. So hatte ich ihn zum Beispiel als Festredner im Frühjahr 2002 zu dem Symposium „Jewish Culture, Western Civilization and Beyond“ eingeladen.

„Partners in crime“, mit diesen Worten begrüßte er mich schmunzelnd, als er durch die Tür des Veranstaltungsraums hereinspazierte. So lustig es auch war, Guy und mich als Ganoven unter einer Decke stecken zu sehen, - als wären wir mal wieder in der Weimarer Unterwelt der Dreigroschenoper - so fand ich diese Vorstellung zu diesem Zeitpunkt weitaus weniger lustig, denn ich hatte die schleichende Befürchtung, dass bald etwas wirklich Kriminell-Katastrophales passieren könnte, an dem ich obendrein in gewisser Hinsicht mitschuldig wäre. Ein halbes Jahr nach dem Anschlag auf das World Trade Center in New York hatte ich eine viertägige Konferenz organisiert, in dessen Mittelpunkt nicht nur die Würdigung der jüdischen Kultur und ihre jüdisch-christliche Verständigung stand, sondern an der auch zahlreiche Vertreter beider Religionen teilnahmen, inklusive mehrere Rabbiner. War das nicht ein gefundenes Fressen für weiteren extremistischen Terror? An ein derartiges Szenario hatte ich so lange nicht gedacht, bis ich in den letzten Wochen vor der Tagung eine Reihe von recht seltsamen Nachfragen bezüglich der Veranstaltungen erhielt, sodass sich schließlich die Sicherheitsorgane auf dem Campus entschlossen, der Veranstaltung zum Schutz, zumindest für den ersten Tag, einen Polizisten in Zivilkleidung zur Verfügung zu stellen. Der saß dann mit verborgener und entsicherter Schusswaffe in der letzten Reihe - und harrte Stunde für Stunde auf den möglichen Anschlag, den Zufall unseres Schicksals. Thank God, Guy ... this time we were lucky ... happy go lucky ...

#### Partners in Crime

I can't imagine what could have happened  
if the two of us had met at a different time.

Die sicherlich schönste Veranstaltung, an der auch Guy wieder teilnahm, war im darauffolgenden Jahr. Bei seinem vorjährigen Besuch hatte er Jennifer Bern-Vogel, die Kantorin der hiesigen Synagoge Ohef Sholom, anlässlich ihres wunderbaren Klezmer-Konzerts, kennengelernt. Auch sie war - wie Guy - eine dem großen Weltunglück glücklich Entkommene, nur eben eine gute Generation jünger als er, denn es war ihre Mutter, die als Kind mit einem Kindertransport nach England in Sicherheit gebracht werden konnte. Jedenfalls haben sich Guy und Jennifer sofort gleich wie ein Herz und eine Seele verstanden und so vereinbarten sie denn auch im Handumdrehen, zum nächsten Symposium beide wiederzukommen und gemeinsam im Duett aufzutreten.

Und in der Tat, ein Jahr später kam Guy erneut in guter alter Turbo-Tradition aus Michigan eingeflogen. Um sicher zu gehen, dass er mit Jennifer auch musikalisch auf der Bühne gut harmonisieren würde, hatte er zu diesem Zweck sogar zuvor ein paar Gesangsstunden genommen. Als er schließlich zusammen mit ihr den „September Song“ von Kurt Weill anstimmte und sie ihn bis in die höheren Regionen dieser so schönen, melancholischen Melodie beflügelte - „Oh, it’s a long, long while“ - da war im dunklen Vorstellungsraum so manch einer zu Tränen gerührt.

„Den Fluch in Segen verwandeln“, das war die geradezu leitmotivische Lebensweisheit Robert Schopflochers gewesen, des sicherlich bedeutendsten deutsch-jüdischen Schriftstellers Argentiniens, der letztes Jahr in Buenos Aires gestorben ist. Diese Lebensweisheit war auch Guys offenkundiger Wahlspruch. Als ich vor einigen Jahren zusammen mit anderen Autoren ein neues deutsch-amerikanisches Literaturmagazin gründen wollte - der Anlass dafür waren mehrere recht unselige Gründe, die hier unbenannt bleiben sollen - lud Guy Stern daraufhin einige von uns ein, dem PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland beizutreten. Die Gründung der Zeitschrift sollte sich zum Glück bald zerschlagen, doch die Wende der Umstände und vor allem Guys Einladung in den Schriftstellerverband haben für mich im Folgenden immer weitere Türen geöffnet und auf diese Weise eine Reihe von kollaborativen Projekten ermöglicht, die ohne die unseligen Ursprünge so nicht zustande gekommen wären.

Durch diese glückliche Fügung hatte sich denn Robert Schopflochers lebenslange Maxime einmal mehr bewahrheitet. Guy Stern selbst stieg im Verlauf der Dinge unaufhaltsam immer weiter zum geheimen „Godfather“ in Sachen „Partners in Crime“ auf und Robert Schopflocher wurde seinerseits - man ahnt es vielleicht schon - zum guten Geist unserer kreativen Kollaboration. In anderen Worten, er wurde zu unserem Schutzpatron „seligen Angedenkens“, wie es so schön altmodisch in unserer gemeinsamen Muttersprache heißt, die wir drei vor vielen Jahren in unserer Jugendzeit in unserem Wandergepäck, in unserem Auswanderergepäck, in die Neue Welt mitgenommen hatten. Grad so wie sie einst schon Heinrich Heine in sein Pariser Exil mitgenommen hatte. Das portable Vaterland als komfortable Muttersprache.

Von besseren Weltordnungen: Sowohl durch Robert Schopflochers literarisches Werk wie auch aus unserem jahrelangen Gedankenaustausch ist mir unter anderem auch der wunderbare Satz von Immanuel Kant aus seiner *Kritik der praktischen Vernunft* wieder in lebendige Erinnerung gerufen worden: „Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ In dieser erhabenen Welt- und Himmelsanschauung des deutschen Idealismus scheinen mir nicht nur meine persönlichen Erinnerungen an Robert Schopflocher, sondern auch im viel weiteren Sinn die gemeinsamen Ideale und Aspirationen unserer deutsch-jüdischen Kultursymbiose am besten aufgehoben, wie unvollkommen sie in der nationalen Realität des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts auch immer wieder gewesen sein mögen.

Doch zurück zur Erde, zurück zu Guy Stern! Im Jahre 2010 lud ihn das Marilyn and Marvin Simon Family Jewish Community Center in Virginia Beach, das nur wenige Meilen von Norfolk entfernt ist, zu einem Vortrag anlässlich der Vorführung des Dokumentarfilms über die inzwischen legendär gewordenen Ritchie Boys ein.



DOCUMENTARY FILM SERIES

**Shake hands with History**  
 Guy Stern, one of the Ritchie Boys in the film, will answer your questions!

**THE RITCHIE BOYS**

WEDNESDAY, FEBRUARY 17, 7PM  
 AT THE JCC

Meet The Ritchie Boys! A documentary telling the untold story of a group of young men who fled Nazi Germany and returned to Europe as soldiers in American uniforms. They knew the psychology and the language of the enemy better than anybody else. In Camp Ritchie, Maryland, they were trained in intelligence and psychological warfare. Not always courageous, but determined, bright, and inventive they fought their own kind of war. They saved lives. **They were victors, not victims.**  
 \$8 (JCC Members \$5) At the Simon Family JCC

Marilyn and Marvin Simon Family Jewish Community Center On the Fife and Sam Sandler Family Campus of the Tidewater Jewish Community, 5000 Corporate Woods Drive, Virginia Beach, VA 23462  
 www.simonfamilyjcc.org 757.202.2228

„Shake hands with History“

Und natürlich war ich aus diesem Anlass mit Bekannten und Freunden von Guy Stern hinaus nach Virginia Beach gefahren, um ihn nach mehreren Jahren wieder zu hören und zu sehen. Und da er schon mal zum Greifen nah war, fuhr ich gleich noch einmal am nächsten Morgen nach Virginia Beach: Shake hands with history? Have breakfast with history!

„Oh, it's a long, long while ...“



„Partners in Crime“

Guy und Frederick in Virginia Beach nach der Vorführung des Films *The Ritchie Boys*

Dass Guy einen Schalk im Nacken hat, steht ihm schon im lächelnden Gesicht geschrieben. Entsprechend schelmisch fallen denn auch schon seit Jahren seine immer wieder amüsanten E-Mails aus. So kokettierte er zum Beispiel einmal im Rückblick auf seine Zeit in der amerikanischen Armee mit der heroischen Gloriole des ruhmreich heimkehrenden Ritchie Boys, nur um die jugendliche Heldenpose im Handumdrehen mock-heroisch mit der „Standardrolle des komischen Alten“ zu konterkarieren. In ähnlichem Tonfall teilte er in einem anderen Schreiben mit, er würde im Sommer mal wieder nach Europa fliegen, um dort „die Leute anzuquatschen:“. Und erst vor kurzem schrieb er mir selbstironisch amüsiert: „Warum Du Dich mit diesem Hallodri Stern abgibst, bleibt mir schleierhaft.“ Solch einschlägige Beispiele ließen sich leicht weiter ergänzen und es besteht kein Zweifel, derartig fidele Humoresken entspringen weit eher dem übermütigen Esprit eines jung gebliebenen Picaros als der bedächtigen Gravitas eines altehrwürdigen Herrn Professors!

Professor hin, Picaro her, in diesem wandernden Herrn Stern feiern nicht nur die fahrenden Scholaren des abendländischen Mittelalters fröhliche Urstände, in ihm kommen auch die guten, alten Schulweisheiten des europäischen Humanismus, wie etwa die pädagogische Maxime des „prodesse et delectare“, des Nutzens und Unterhaltens, noch einmal zur vollen Blüte; und die Didaktik der Aufklärung sowie die Dialektik des deutschen Idealismus sowieso, angefangen von Lessings *Nathan dem Weisen*, über Kant, bis zu Hegels *Phänomenologie des Geistes*. In ihrem emanzipatorischen Sinn hat Guy Stern als altmodischer Wandergelehrter sowie hochmoderner „Frequent Flyer“ nun schon mehrere Generationen von Studierenden und anderweitig Interessierten, diesseits und jenseits des Großen Teiches, mit seinen Ausführungen erbaut und erheitert. Und dies, wohl auch immer wieder, mit jenen bereits erwähnten gemischten Gefühlen, oder sinnbildlich gesprochen, mit einem lachenden und einem weinenden Auge in Anbetracht unserer so zwiespältigen Heimat, unseres einst so unheimlich gewordenen Heimatlandes.

„Back to the Future“, so hieß die wohl populärste Parole der Postmoderne, als sich diese in den Achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts heraufziehende Zeiterscheinung in diversen Diskursformationen herauszukristallisieren begann. Guy Sterns unentwegte Arbeit am Projekt der deutschen Vergangenheitsbewältigung ist ebenfalls ein integraler Bestandteil dieser so viel beschworenen nachmodernen Rückkehr in die Zukunft. So war zum Beispiel der neue Präsident der Vereinigten Staaten noch nicht einmal inauguriert, als Guy Stern am 14. Januar dieses Jahres der *Mitteldeutschen Zeitung* in Dessau bereits ein ausführliches Interview gab, in dem er unter anderem auch unmissverständlich vor der völligen Unberechenbarkeit dieses neuen Herrn im Weißen Haus warnte und dessen so unwahrscheinlich anmutenden Aufstieg auch im Rückblick auf die Geschichte des deutschen Faschismus und seiner verschiedenen Ursachen und Beweggründe weiter zu deuten und zu erklären versuchte. Auch der Diktator des Dritten Reiches begann ja bekanntlich einmal als politische Schießbudenfigur und rabiater Schmierenskomödiant. Die Moral von dieser einstigen Vorstadtkomödie, die zur einmaligen Welttragödie werden sollte: Es bleibt sehr zu hoffen, dass unsere schöne, neue Welt und ihre postmoderne Zukunft aus der historischen Katastrophe unserer Vergangenheit ihre richtigen Lehren ziehen. Sogenannte „alternative Fakten“ sind schon einmal der Stoff eines politischen Propagandaministeriums gewesen. Jedenfalls kann unsere Zukunft keinen berufeneren Wahrsager, keinen erfahreneren Fürsprecher finden als Guy Stern.

#### IV: Per aspera ad astra

Über rauhe Pfade zu den Sternen, so lautet die landläufige deutsche Übersetzung dieser alten römischen Spruchweisheit. Und auch sie hat sich an Guys Lebensgeschichte auf beispielhafte Weise bewahrheitet. Was für ein Jahrhundertleben hat er gelebt, was für eine Leidensgeschichte hat er erforscht und gelehrt. Und trotz all der großen, unzähligen Tragödien - ja ihnen immer wieder zum tagtäglichen Trotz - fährt Guy Stern fort, ganz *en passant* seine kleinen, alltäglichen Komödien zu inszenieren. Auf diese Weise wurde er im Laufe der Zeit mit seinen scherzhaften Scharmützeln in der Nachfolge des antiken Exul Poeta mehr und mehr zu einem vagantischen Picaro, zu einem wahren Wandergelehrten der poetisch philosophischen Lebenskunst. Heute hat er das wahrhaft biblisch-salomonische Alter von fünfundneunzig Jahren erreicht, ist nun wirklich einer der allerletzten Zeugen seiner Epoche und noch immer und immer wieder unterwegs, kreuz und quer durch Europa und Amerika, um Zeugnis abzugeben von ihren epochalen Katastrophen und Konsequenzen.



Resting from a lecture tour in Herrsching, Bavaria

So unternahm Guy Stern eines seiner jüngsten Bilder, das ihn mit seiner Frau Susanna Piontek zeigt, einer deutsch-polnischen Schriftstellerin, mit der er seit mehreren Jahren verheiratet ist und auch immer wieder zusammen auf Vortragsreisen geht. Dort draußen in der weiten Welt scheint er am liebsten zu Hause zu sein und auch das einmal mehr im weiteren Sinne des alten Sprichworts „ubi bene, ibi patria“. Guy Stern ist trotz allem Unglück der deutschen Geschichte und seiner eigenen deutsch-jüdischen Familiengeschichte letztendlich ein wahres Glückskind geblieben, ja, er scheint offenkundig unter einem glücklichen Stern geboren zu sein.

Den Fluch in Segen, das Unglück in Glück verwandeln: Dieser Verwandlungskunst hat Guy Stern sein ganzes Leben gewidmet. So hatte er sein Überlebensglück bereits als junger Erwachsener zusammen mit seinen Ritchie Boys erneut aufs Spiel gesetzt, nicht nur, um Unschuldige zu retten und Schuldige am Unglück der andern zu finden und der Gerechtigkeit zu überführen, sondern auch - ultima ratio - um der Schreckensherrschaft jenes sogenannten „Tausendjährigen Reiches“ samt seinen millenarischen Prophezeihungen ein schnelles Ende zu setzen, den Vorsehungen dieser faschistischen Finsternis so bald wie möglich den Garaus zu machen. Geradeso wie es auch die

Doors in ihrem Song „End of the Night“ und ihrem gleichlautenden Kehrreim immer wieder beschwörten.

Guy Stern brachte zusammen mit zahllosen anderen im Dienst der Alliierten der Alten Welt den großen Lichtblick der Neuen Welt, genauer, er brachte ihr das geistige Erbe ihrer eigenen abendländischen Aufklärung zurück, in anderen Worten: „Freedom and Democracy“. Was für ein episch-historischer Horizont! Und Guy Stern hat sein Leben lang nicht aufgehört, den großen Spannungsbogen dieser weltgeschichtlichen Ideale und Traditionen zu illuminieren, angefangen vom Vermächtnis der europäischen Emanzipation bis zur Verheißung des amerikanischen Traums von einer besseren, gerechteren Zukunft. Für letzteren engagierte er sich vor allem in den Sechziger Jahren durch seine aktive Anteilnahme an der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die in Martin Luther Kings großer Vision gipfelte „I Have A Dream“.

Was für ein vorbildliches und einzigartiges Leben. Was die Gabe der heiteren Lebenskunst, das Gebot der geschichtlichen Erinnerung und *last but not least* den Auftrag zur Gestaltung einer besseren Zukunft betrifft, können wir in der Tat kein größeres Vorbild finden als Guy Stern. Und alle, die ihm begegnet sind, können sich glücklich schätzen, denn er hat sie mit seinem Wissen und seiner Lebensweisheit, seinem Humor und seiner herzlichen Menschlichkeit auf vielfache Weise bereichert.

\*\*\*

Lieber Guy, so möchte ich Dir im Namen aller an dieser Stelle für diese vielfache Bereicherung von Herzen danken und wünsche Dir, nicht zuletzt auch in abermaliger Erinnerung an unseren Poeten Ovid, dass Du zusammen mit Susanna so sagenhaft alt werden mögest wie Baucis und Philemon. Als Philemon wärest Du ja schon entsprechend hochbetagt, Du müsstest also nur noch warten, bis auch Susanna Dein vorbildliches Alter erreicht hat. Und so wie Ovid zufolge die Götter der Alten Welt Philemon schließlich in eine Eiche verwandelten, so soll - wenn Du mir diese poetische Freiheit, diese idealistische Ausschweifung meiner Wünsche erlaubst - der Weltgeist einst Deine Sterbestunde in eine Sternstunde verwandeln und Dich zusammen mit Deinem Bronze Star - *mutatis mutandis* - als leuchtenden Wanderstern zum nächtlichen Firmament aufsteigen lassen. Dort droben kannst Du dann Deine alte Heimat, unsere Mutter Erde, immer weiter umschweifen und auf diese Weise auch uns hier unten weiterhin funkelnd erleuchten und flunkernd erheitern ...

„The sky is the limit“! Du kennst das von Amerika! Man muss sich das alles nur - so ganz im Geiste Hamlets - auch richtig traumhaft vorstellen. Jedenfalls prädestiniert Dich Dein Name wie auch Dein Schicksal ganz eindeutig für diese höhere, universale Mission. Wer weiß, was sonst noch alles in den Sternen geschrieben steht, was wir hier auf Erden nicht einmal ahnen können, aber wenn wir den Spruchweisheiten unserer besten Vorfahren, unserer weisesten Dichter und Denker Glauben schenken, dann ist in Deinem Namen und Deinem Schicksal zweierlei unmissverständlich eingeschrieben ...

nomen est omen  
et  
per aspera ad astra

**Wegstationen einer gemeinsamen Lebensreise**

**Ein Gedanken- und Erinnerungsaustausch mit Gerald Uhlig-Romero,  
dem Gründer des Café Einstein Unter den Linden**

**Das Gespräch führte Frederick A. Lubich**

„Das Leben ist nur ein kurzer Traum“  
(altrömisches Sprichwort)

I: „Wir gehen meilenweit ...“

**Frederick:** Lieber Gerald, mehr als vier Jahrzehnte sind vergangen, als wir uns Mitte der Siebziger Jahre in einer Heidelberger Runde junger Poeten kennenlernten und im Handumdrehen Freundschaft schlossen. Damals hätten wir zwei Trautmäntzer uns sicherlich nicht träumen lassen, dass einer von uns in die Neue Welt auswandern und jahrzehntelang als sogenannter „gypsy scholar“, also als Wandergelehrter von Universität zu Universität ziehen sollte, und dass der andere ebenfalls nach so manchen Wegstationen schließlich im Herzen der Alten Welt und im Zentrum der Hauptstadt eines wiedervereinten Deutschlands ein berühmtes Kaffeehaus gründen sollte. Im Laufe der Zeit hat dich die deutsche Boulevardpresse zum „König der Berliner Kaffeehauskultur“ gekrönt. Der *Spiegel* sollte deinem Lebenswerk sogar noch einen weiteren Lorbeerkrantz winden, indem er vor wenigen Jahren weit über Berlin hinaus dein Café Einstein Unter den Linden gar zur „Hauptbegegnungsstätte der Berliner Republik“ erklärte.

Doch kehren wir noch einmal in unsere traumselige Jugendzeit nach Heidelberg zurück, der Traumstadt aller deutschen Romantiker, und somit auch zurück zum Beginn deiner immer wieder so wundersam anmutenden Traumkarriere. Und vielleicht trifft ja auch auf unseren gemeinsamen Heidelberger Sturm und Drang die märchenhafte Weltweisheit aus Hermann Hesses bekanntem Gedicht „Stufen“ zu: „Allem Anfang wohnt ein Zauber inne“. Alsdann, die Welt als Bühne, das Leben als Schauspiel! Vorhang auf ....



[mehr](#): (Link zum umfangreichen Text, auf der Website hinterlegt)

### **Für Emina Čabaravdić-Kamber**

Als die Landkarte Europas unübersichtlich wurde, bereicherte der Name Bosnien-Herzegowina die Nachrichten. Was für ein Name! Was für ein Klang! Den hätte ich mir für ganz Jugoslawien gewünscht, dem Staatsgebiet zu dem Bosnien-Herzegowina gehörte und das damals am Auseinanderbrechen war. Die Namen seiner einzelnen Staaten kamen über uns. Aber ungeeignet. Serbien, oder Kroatien, oder Mazedonien oder was sonst zur Verfügung gestanden hätte. Nur Bosnien-Herzegowina.

Sicher ein lyrischer Ansatz. Aber Lyrik hat noch nie eine tragende Rolle bei politischen Entscheidungen gespielt. Auch als der Name in den Nachrichten immer häufiger genannt wurde, geschah das nicht aus lyrischen, sondern aus politischen Gründen. Dunkle Mächte schickten sich an, einen Staatenbund auseinanderzureißen und scheuten sich nicht, das Leben und die Kultur von Tausenden und Abertausenden von Menschen aufs Spiel zu setzen. Was danach an Schrecklichem geschah, wirkt sich weiterhin unheilvoll aus. Der neue Staat mit seinem lyrischen Namen ist mehr als zwanzig Jahre nach seiner Gründung instabil und befindet sich auf „dünnem Eis“.

Dennoch, für mich hat nicht länger nur der Name einen lyrischen Klang. Ich habe das Land inzwischen bereist, seine Landschaften, seine Menschen und seine Kultur kennengelernt.

Mein Empfinden mag merkwürdig erscheinen für ein Land, das aus einem Bürgerkrieg hervorgegangen ist. Allerdings existierte Bosnien-Herzegowina schon seit alters her und den Kampf, den es um dies Land gegeben hat, kann man auch nicht als Bürgerkrieg bezeichnen. Es war ein Krieg der Mächte, nicht der Bürger. Den Kampf um Bosnien-Herzegowina, mit seiner über vierjährigen Belagerung der Hauptstadt Sarajevo, führten nicht nur die umliegenden Länder mit ihren primären Interessen, sondern im Kampf um Einfluss und Herrschaft wurden sie von unterschiedlichen Seiten unheilvoll unterstützt. Den Bürgern blieb das Leiden. Die Gräueltaten, die dazu führten, waren Verbrechen, die bloß als Bürgerkrieg deklariert wurden.

Dass ich den Namen des Landes heute nicht mehr, wie womöglich viele Andere, mit der schrecklichen Zeit zwischen 1992 und 1996 verbinde, habe ich einer Frau aus Bosnien zu verdanken. Durch sie hat sich für mich das Land mit seinem Namen verbunden. Er klingt nicht länger nach Schrecken und Leiden, sondern ist belebt mit Geschichte und Kultur und meinen persönlichen Erlebnissen. Mit dieser Frau habe ich in drei literarischen Workshops in Bosnien gearbeitet. Sie hat mich mit den Bewohnern des Landes zusammengebracht und mit ihr habe ich Städte, Gebirge, Seen, Flüsse, und Täler bereist, die und deren Namen ich teilweise vorher nicht kannte. Auch solche, die aus dem Bürgerkrieg herüber geklungen waren.

Sarajevo. Wie stellt man sich das vor? Eine Stadt wird belagert? Von den umliegenden Bergen wird auf die Menschen geschossen. Fast vier Jahre lang. Kann man sich das überhaupt vorstellen?

Ich kenne die Stadt inzwischen von mehreren Besuchen, meist aus Anlass der Buchmesse, und genieße die betriebsame Atmosphäre auf den Straßen mit den hübschen Gebäuden und die umliegenden Berghänge. Wer in der Altstadt den Blick hebt, schaut in jeder Richtung entlang der schmalen Gassen auf die Berge, deren Grün getüpfelt ist mit dem Rot und Weiß, der an den Hängen errichteten Gebäude. Selbst im grauen Schleier eines Regens, betört die Szenerie durch die

Architektur, die sich vor die Berge schiebt. Die kleinen Geschäfte in den Gassen mit ihren schrägen Dächern, die runden Kuppeln der Moscheen und die spitz aufragenden Minarette. In Ilidža am Fuß des Bergs Igman, aus dem die Flüsse Željeznica und Bosna sprudeln, findet der Ruhe suchende Mensch Natur im Überfluss.

Jedes Mal in Sarajevo staune ich über einen Platz, an dem die Juden ihre Synagoge, die Christen ihre Kirche und die Muslime ihre Moschee gebaut haben. Ich bin geneigt, angesichts dieses unkomplizierten Miteinanders und der sonst zu beobachtenden Auseinandersetzungen zwischen diesen Religionen, salopp zu sagen: Es geht doch!

Aber auch jedes Mal, wenn ich nach Sarajevo komme, und ich werde es in einigen Wochen wieder tun, versetzt es mir einen Stich, die Narbe ihrer Schändung sozusagen mitten im Gesicht dieser Schönen zu sehen. Es ist dies der Ort der eigentlich der Völkerverständigung, Freundschaft und Fröhlichkeit gewidmet ist. Das alte Olympiastadion von 1984. Dieser Ort ist nun ein Friedhof. Tote Muslime auf der einen und tote Christen auf der anderen Seite.

Im Angesicht dessen passiert es auch jedes Mal, dass ich mich frage, wo verbrachte deren gemeinsamer Gott eigentlich jene vier Jahre?

Mein Bild von Sarajevo, von Bosnien, meine Eindrücke und Erkenntnisse hätte ich ohne Emina Kamber nicht gemacht. Sie ist die Frau, von der ich hier schreibe, um sie zu ihrem 70. Geburtstag zu würdigen. Sie ist eine Freundin mit einem großen Herzen. Eine Künstlerin mit vielfacher Begabung. Eine Poetin, Malerin und Sängerin und ich schätze sie in jeder dieser Fähigkeiten. Als Poetin ist sie mir zweifellos besonders nah. Glücklicherweise umgeben mich Kollegen und Kolleginnen, die mit ihrer künstlerischen Tätigkeit den Anspruch verbinden, dass es keine höheren Güter als die Menschenrechte gäbe, und diese im wahrsten Sinne des Wortes für alle Menschen gelten würden.

Emina ist unter meinen Freunden und Kollegen diejenige, die in besonderer Weise dafür lebt, diese Rechte zu bewahren. Sie kam in jungen Jahren mit ihrem Ehemann nach Deutschland. Als der Bosnienkrieg ausbrach, setzte sie sich persönlich für die Flüchtlinge dieses Krieges ein und nahm, dabei ihre und ihres Ehemannes wirtschaftliche Existenz gefährdend, fast zwei Dutzend von ihnen auf. Sie weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, wenn diese Rechte verletzt werden. Sie hat sich aufgeopfert, um Menschen, die in Not geraten waren, zu helfen. Sie kamen, wie bei Flüchtlingen üblich, unaufgefordert und wurden dennoch aufgenommen. Ihnen wurden Obdach und Hilfe gewährt. Es bestand keine andere Möglichkeit. Am Ende stand Emina, mit ihrem inzwischen verstorbenen Ehemann, selbst mit leeren Händen da. Für ihre Menschlichkeit zahlte sie einen hohen Preis. Wirtschaftlich konnte sie sich nie davon erholen und so unterrichtet sie heute noch für ihren Lebensunterhalt Literatur und Malerei, und dabei hat sie in letzter Zeit auch verstärkt mit Kindern in Bosnien zu tun. Trotz ihrer wirtschaftlichen Beschränkungen hat sie es verstanden, verschiedene Workshops für Maler und Schriftsteller in Bosnien durchzuführen. Aus vier dieser Workshops sind jeweils Anthologien entstanden. An Dreien davon durfte ich teilnehmen.

Emina ist unermüdlich in ihrer künstlerischen Tätigkeit und hat mich auch nach Rhodos begleitet, wo ich in einer internationalen Schriftstellerorganisation tätig bin, um auch dort an einer globalen Konferenz für die Verteidigung der Freiheit des Wortes und die Ablehnung jeglicher Zensur teilzunehmen. Auch an einem internationalen Workshop dort hat sie mitgewirkt. Daraus wird in diesem Jahr 2017 eine multi-linguale Anthologie erscheinen, mit Texten von zwölf Poeten und Schriftstellern aus sechs Ländern. Emina ist eine davon.

Sie hat vor langer Zeit einen internationalen Literaturclub, La Bohemina, gegründet und bietet Kulturveranstaltungen an, wovon ich das Fest der Kulturen, mit Tanz, Musik und Literatur, besonders erwähnen möchte, das traditionell zum Ende eines Jahres stattfindet. Sie veranstaltet nicht nur das Fest als solches. Auch das Büfett wird von ihr selbst mit Unterstützung ihrer Familie organisiert. Das nicht nur, weil ihr ein gewerblicher Caterer zu teuer wäre, sondern weil sie es liebt. Sie unterzieht sich einer Aufgabe, die ihre Gastfreundschaft symbolisiert. Die Besucher des Festes sollen nicht üblich bewirtet sein, mit Fingerfood oder Häppchen, sondern mit Speisen, traditionell bosnisch, die sie selbst und lustvoll zubereitet. Auch darin ist sie eine Künstlerin und unvergleichlich sind in diesem Zusammenhang ebenfalls ihre wundervollen Mokka-Zeremonien zu nennen, die sie bei Gelegenheiten wie dem Tag der Poesie gern zelebriert.

Emina wirkt als Poetin, Malerin nicht im künstlerischen Elfenbeinturm. Sie ist öffentlich, wenn es notwendig ist. Mit mir und anderen Schriftstellerfreunden gemeinsam hat sie an unzähligen Gedenkveranstaltungen, Antikriegslesungen, Demonstrationen für die Freiheit des Wortes und Treffen mit Flüchtlingen teilgenommen, und einige davon selbst initiiert und organisiert. Ich habe sie in Workshops begleitet, in denen wir mit dem „Fremden in uns“ befasst waren, uns mit Flucht und Migration beschäftigten und die Literatur als künstlerischen Ausdruck genutzt haben. Eminas lyrische Stimme in Wort und Schrift hat Gewicht, wenn es um diese Fragen geht und bereichert alle, die mit ihr zu tun haben.

Wir beide haben bei vielen Gelegenheiten am Schluss unserer Liebe zur Lyrik Ausdruck gegeben mit einer besonderen Performance. Dabei tragen wir den Text *Der Asra* von Heinrich Heine vor. Zuerst rezitiere ich auf Deutsch und danach singt Emina a cappella auf Bosnisch:

Täglich ging die wunderschöne  
Sultanstochter auf und nieder  
Um die Abendzeit am Springbrunn,  
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave  
Um die Abendzeit am Springbrunn,  
Wo die weißen Wasser plätschern;  
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin  
Auf ihn zu mit raschen Worten:  
Deinen Namen will ich wissen,  
Deine Heimat, deinen Stamm!

Und der Sklave sprach:  
ich heiße Mohamet, ich bin aus Yemmen,  
Und mein Stamm sind jene Asra,  
Welche sterben wenn sie lieben.

Ich betrachte es als großes Glück, mit ihr zusammenarbeiten zu können. Gerade für Poeten, für Schriftsteller, für Menschen, die mit Worten arbeiten, ist eine Zusammenarbeit mit anderen nicht immer leicht und nur mit literarischer Seelenverwandtschaft möglich. Die habe ich mit ihr gefunden.



Ohne sie wären meine Geschichten und Gedichte über Bosnien nicht entstanden. Ohne sie verbände ich mit Mostar nur das Bild einer wundervollen Brücke und eine traurige Erinnerung an deren Zerstörung. Ohne sie hätte ich womöglich der Poesie in meinem schriftstellerischen Leben nicht so viel Platz gewidmet, denn diese Kunst ist nicht nur brotlos in Deutschland, sondern leider auch wenig geschätzt. Doch Emina hat meine Idee vom Leben, dass ein Mensch seine Potentiale ausleben muss, mit ihrem Wesen und Wirken bestätigt. Sie hat das Lyrische aus seinem literarischen Bereich in ihre gesellschaftlichen Aktivitäten integriert und in ihr Leben gehüllt. Ihr Leben ist Poesie; ein Gedicht.

In Deutschland hat Emina dessen Kultur mit ihrer heimatlichen nahtlos verbunden. Ihr Wirken ist nicht gebunden an Herkunft, was auch ihre literarischen Freunde ausleben. Wahrnehmungen aus dem Inneren eines jeden Menschen sind grenzenlos. Dieses Empfinden befähigt, sich frei zu fühlen und das Leben mit poetischen Bildern zu bereichern.

Sie hat uns, damit meine ich eine Reihe literarischer Freunde, mit allem vertraut gemacht, was Flucht und Vertreibung bedeutet, Migration und die Verletzung der Menschenrechte, und dass sich dies nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränkt. Mit ihren Texten und Bildern hat sie dazu Geschichten erzählt. Wir, die Freunde und Nutznießer, teilen diese Geschichten und Bilder, jeder auf seine oder ihre Weise und verbinden uns mit der Künstlerin.

Wenn Emina und ich, wie gerade geschehen, uns für ein Buchcover eines Lyrikbandes von mir, den Emina ins Bosnische übersetzt hat, entscheiden, dann erlebe ich diese Verbindung. Das Bild dafür hat sie ausgesucht. Es zeigt mich im linken Drittel, oberhalb der Neretva sitzend, den Blick in Ferne gerichtet. Darunter der Fluss, das Tal und am Horizont ein Berg.

Was es nicht zu sehen gibt, aber ich will es ausnahmsweise aus Anlass zu diesem Text erzählen: Stari Most, die berühmte Brücke. Der Kanonenschuss vom 9. November 1993 der sie zerstört. Die Ignoranz des kroatischen Soldaten, der von dem Berg aus gefeuert hat. Das Brückenmuseum, das die verzweifelten Versuche der Bosniaken zeigt, mit Gummireifen und weißen Fahnen, ihre Brücke zu schützen. Das Entsetzen und der Jammer als sie zerstört wird. Ihre Schönheit nach dem Wiederaufbau. Um die Brücke herum die Gebäude, die alten Gassen, die Kuppeln und Minarette der Moscheen. Die Andenkenläden, die Restaurants an den Hängen über dem Fluss. Ein Sonnenstrahl, der zwischen den Wolken auf das smaragdgrüne Wasser der Neretva fällt.

Das alles ist nicht zu sehen, doch im Bild enthalten. Wir haben das Cover nicht wegen dieses Fotos gewählt, sondern wegen des Bildes.

Aus: Reimer Boy Eilers, Sven j. Olsson (Hrsg.) *Kunst und Compassion, Festschrift für Emina Čabaravdić-Kamber zum 70. Geburtstag*, Verlag Expeditionen, Hamburg 2017

### Zum 30. Todestag von Primo Levi

Es war einmal ein außergewöhnlich freundlicher, aber auch schüchterer Junge, 1919 geboren in Turin, aufgewecktes Kind jüdisch-säkularer Eltern, deren Familien seit Jahrhunderten im Piemontesischen siedelten. Viele Jahrzehnte später, nun längst pensionierter Chemiker mit grauem Haar, doch noch immer mit weltneugierigen Augen, wird Primo Levi sein einstiges Ich auf diese Weise beschreiben: „Ich war ein Junge von vierzehn, fünfzehn Jahren, als ich beschloss, mich für die Chemie zu interessieren, weil ich begeistert war von der Parallelität zwischen der geschriebenen Formel und dem Vorgang im Reagenzglas.“ Bereits mit 23 Jahren dann trotz Mussolinischer Rassegesetze promoviert, wenig später Mitglied einer italienischen Partisanengruppe, kurz darauf auch als *Partisan* verhaftet, doch schließlich als *Jude* nach Auschwitz deportiert: Februar 1944.

Wie hatte er dort überleben können, fragt im Mai 1986 ein italienischer Journalist den inzwischen längst weltberühmten Autor von *Ist das ein Mensch?*, und Doktor Levi antwortet: „Ich war vom Glück begünstigt, weil ich Chemiker war, weil ich einem Maurer begegnete, der mir zu essen gab, weil ich die Hindernisse der Sprache überwand (das kann ich mir selbst zugute halten); ich bin nie krank geworden, nur ein einziges Mal am Schluss, und auch das war ein Glück, denn es hat mir die Evakuierung aus dem Lager erspart. Die anderen, die Gesunden, sind alle umgekommen, denn sie wurden mitten im Winter nach Buchenwald und Mauthausen verlegt.“

Das Interview ist nur eines von vielen - Primo Levi ist häufig im Radio zu hören und im Fernsehen zu sehen, in der Zeitung *La Stampa* hat er seit vielen Jahren eine regelmäßige Kolumne (in der deutschen Buchfassung unter dem Titel *Die dritte Seite*), und seine fast ausnahmslos preisgekrönten und in alle Welt Sprachen übersetzten Bücher thematisieren nicht nur Auschwitz, sondern die Grundbedingungen menschlicher Existenz schlechthin, inklusive Gedichte und einiger zum Teil durchaus ironischer Story-Ausflüge ins Genre der „biochemischen Science-Fiction“, wie sein Schriftstellerfreund Italo Calvino anerkennend schreibt. Galt also weiterhin, was in Levis Erinnerungen seine Jugendfreunde zu ihm gesagt hatten, als er nach der Befreiung von Auschwitz - und einer mehrmonatigen, im Buch *Die Atempause* geschilderten Odyssee durch Osteuropa - im Oktober 1945 endlich wieder in seine geliebte Vaterstadt Turin zurückkehren konnte, in den Kreis seiner Familie, die die Shoah ebenfalls überlebt hatte? „Komisch, du bist der Alte geblieben ...“ Ein stets zuvorkommender, wenngleich ein wenig distanzierter Zeitgenosse, Jahrhundertzeuge, Wissenschaftler, Schriftsteller und Familienmensch, der mit seinem Interviewpartner Ferdinando Camon dann sogar noch im April 1987 rege kommuniziert.

„Levis letzter Brief erreichte mich erst zwei, drei Tage nach seinem Tod, und es war ein Brief so voller Pläne, Wünsche und Erwartungen, dass er mir ganz unvereinbar erschien mit irgendeiner Absicht, zu verschwinden und Schluss zu machen. Dieser Brief hat mich zu der Überzeugung gebracht, dass Primo Levis Tod ein Unfall war, oder, wenn er doch gewollt war, dass dieser Wille in keiner Weise in ein System passte und nicht nach einem Plan vollzogen worden war.“

nd doch hatte sich Primo Levi an jenem 11. April in den Aufzugsschacht seines Wohnhauses in den Tod gestürzt, vier Tage vor Beginn des Pessach-Festes, das dem Auszug des Volkes Israel aus ägyptischer Sklaverei gedenkt. Der areligiöse Intellektuelle hatte freilich schon zuvor häufig jene Zeilen aus T.S. Eliots Gedicht „Das Begräbnis der Toten“ zitiert (wahrscheinlich nicht wissend um den Antisemitismus des englischen Lyrikers): „April ist der grausamste Monat, er treibt/ Flieder aus toter Erde, er mischt/ Erinnern und Begehren,/ weckt/ Dumpfe Wurzeln mit Lenzregen.“ Und hatte er nicht überdies, seit dem KZ an Depressionsschüben leidend, die er bislang domestizieren konnte, in letzter Zeit immer häufiger über das Gefühl tiefer Müdigkeit und Arbeitsunlust geklagt, einhergehend mit familiärer Überforderung? „Meine alte Mutter leidet an Krebs, und jedes Mal, wenn ich ihr Gesicht ansehe, erinnere ich mich an die Gesichter der Männer, die bewegungslos auf den Bretterlagern von Auschwitz lagen.“

Und dennoch - oder es wie in Ferdinand Freiligraths berühmtem Gedicht so tapfer heißt: *Und trotz alledem und alledem*. Denn trotz dieses Suizid aus Verzweiflung: Das Dunkle, Wortlose und vermeintlich Unsagbare, dem Primo Levi - Feind jeglichen Kitschs und vage wabernder Metaphysik - zeitlebens nicht allein thematisch, sondern auch in seinem kristallinen Stil den Kampf angesagt hatte, soll und darf nicht als das Letztgültige missverstanden werden. Levi, einer der wichtigsten Zeugen des Holocaust und gleichzeitig unermüdlicher Prüfer und Sondierer jener „Chemie“, die zwischen Menschen entsteht, hat uns nämlich seine Bücher hinterlassen und damit die Pflicht zu einer Erinnerung, die weihevollere Rhetorik verschmäh: „Ein Menschentypus, dem ich misstrauere: dem Propheten, dem Verkünder, dem Seher. All das bin ich nicht. Ich bin ein normaler Mensch mit gutem Gedächtnis, der in einen Wirbel geraten und mehr aus Glück als aus eigenem Verdienst wieder herausgekommen ist, und der seitdem eine gewisse Neugier für Turbulenzen hegt, für große und kleine, metaphorische und materielle.“

Was macht Levis Bericht *Ist das ein Mensch?* - zuerst 1947 in kleiner Auflage erschienen und anfangs ebenso wenig wahrgenommen wie die deutsche Übersetzung von 1961 - zu einem solchen Jahrhundert-Buch, das in Italien nun längst Schullektüre ist und inzwischen weltweit als *der* Referenztext über die Welt des Lagers gilt? Vielleicht ist es ja eben das: Dieser präzise, lakonische, ja geradezu klassische Bericht-Stil des jungen Überlebenden, das illusionslose Sich- und die Umwelt-Beobachten als Überlebensstrategie, die Klarheit, die aus jeder Zeile spricht. „Denn für uns ist das Lager keine zeitlich bemessene Strafe; für uns ist kein Termin gesetzt, und das Lager ist weiter nichts als die uns zgedachte, unbefristete Existenzart innerhalb des deutschen Sozialgefüges.“ Primo Levi lässt keinen Zweifel daran, dass bereits dies die Ausnahme war: Kinder, Alte, Kranke und die meisten Frauen wurden sofort an der Rampe von Birkenau „selektiert“ und ins Gas getrieben, während für die Zwangsarbeiter etwa in Auschwitz-Monowitz eine Überlebenszeit von drei Monaten vorgesehen war, ehe aus dem besetzten Europa neue Sklaven herbei transportiert wurden. Fast alle der zusammen mit ihm eingelieferten italienischen Juden gehen bereits in den ersten Wochen zugrunde; da sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind, verstehen sie die Kommandos nicht, werden zur bevorzugten Zielscheibe der sadistischen Kapos, werden von der SS zu Tode geprügelt oder verhungern und erfrieren. Primo Levi aber bringt sich in verzweifelter Schnelligkeit deutsch bei und wird schließlich in einem Chemie-Labor der IG Farben angestellt, wo er sich durch kleine Brotschmuggeleien und Ähnliches jeden Tag ein fragiles Überleben erkämpfen kann. Die Geschichte seiner erneuten „Chemieprüfung“ unter der Aufsicht jenes eiskalt-effizienten Dr. Pannwitz ist längst kanonisch geworden: Grauerregende Innenaufnahme einer technizistischen Zivilisation auf rassistischem Fundament, in welcher der jüdische Doktor eben *kein* Mensch ist, sondern eine Sache, die es für bestimmte Zeit zu nutzen gilt.

Wie lässt sich eine solche Welt beschreiben, ohne in hilflos humanistische Floskeln wie „mitleidlose Hölle“ oder „unmenschliches Inferno“ abzudriften? Vielleicht allein auf diese Weise, die unsere limitierte Vorstellungskraft benennt - und dadurch zu weiten vermag: „Wir sagen ‚Hunger‘, wir sagen ‚Müdigkeit‘, ‚Angst‘ und ‚Schmerz‘, wir sagen ‚Winter‘, und das sind andere Dinge. Denn es sind freie Worte, geschaffen und benutzt von freien Menschen, die Freud und Leid in ihrem Zuhause erleben. Hätten die Lager länger bestanden, wäre eine neue, harte Sprache geboren worden; man braucht sie einfach, um erklären zu können, was das ist, sich den ganzen Tag abzuschinden in Wind und Frost, nur mit Hemd, Unterhose, leinerner Jacke und Hose am Leib, und in sich Schwäche und Hunger und das Bewusstsein des nahenden Endes.“

Jedem von uns, der bei den Begriffen „Überlebender“ und „Befreiung des KZ Auschwitz“ aufatmet und ein vages „Ging ja doch noch gut aus“ denkt, seien die Schlusszenen von *Ist das ein Mensch?* empfohlen: In der Nacht des 18. Januar 1945 zieht die SS ab, mit ihr Abertausende Zwangs-Evakuierte, die in den nächsten Tagen und Wochen zu Tode kommen würden. Im von Bomben getroffenen und teilweise brennenden Lager gibt es ab nun nur noch die zurückgelassenen Kranken, ausgemergelte Ruhr-Patienten, die ihre Notdurft nicht mehr kontrollieren können und wie lebende Tote im Schnee umherwanken; Eiseskälte und fortgesetzter Kampf um ein Stückchen Brot. Als schließlich die Rote Armee einrückt, ist Doktor Levi gerade damit beschäftigt, erstarrte Leichen, darunter jene seiner Freunde, von Bahren in den von Kot verschmutzten Schnee zu kippen. Und schreibt dennoch vier Jahrzehnte später: „Ich wiederhole: Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen. Wir sind nicht nur eine kleine, sondern eine anomale Minderheit: Wir sind die, die den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben. Die Untergegangenen sind die Regel, wir die Ausnahme.“

Levis 1986 erschienener Essayband *Die Untergegangenen und die Geretteten* steht zu seinem Hauptwerk in einem ähnlichen Verhältnis wie Imre Kertész' Aufsatzsammlung *Eine Gedankenlänge Stille, während das Erschießungskommando neu lädt* zu seinem lange zuvor erschienen und späterhin mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Roman *eines Schicksallosen*. (Vgl. mein MUT-Gespräch mit Kertész vom Januar 2003.) Ebenso wie der ungarische Shoah-Überlebende wendet sich Primo Levi gegen das modische Bestreben, Auschwitz entweder zu einer Chiffre für jedes und alles zu machen oder es im Gegenteil derart zu sakralisieren, dass am Ende nur noch sterile Sonntagsrede bleibt. In seinen Essays erinnert Levi (der nach dem Krieg als erneut berufstätiger Turiner Chemiker ironischerweise auch Arbeitsbesuche bei der deutschen Bayer AG macht) an frühe bundesdeutsche Leser seines Buchs, die - 1962! - bekannten, sie hätten „genug vom ‚mea culpa‘-Geschrei der Presse und ihrer Lehrer“. Oder die Levis niemals hasserfüllte Diktion auf diese Weise missverstanden: „Lieber Herr Dr. Levi, so darf ich Sie einmal nennen, denn wer Ihr Buch gelesen hat, muss Sie lieb haben. Schwer lastet die Schuld auf meinem armen, betrogenen und irregeleiteten Volk. Freuen Sie sich jedoch des neu geschenkten Lebens, des Friedens und Ihrer schönen Heimat, die auch ich kenne. Auch auf meinem Bücherbord stehen Dante u. Boccaccio. Ihr sehr ergebener T.H....“ Ohne das Wissen ihres Gatten hatte damals Frau H. freilich noch einen Zettel in den Brief gesteckt, auf dem sie sich für solch gutgelaunten Paternalismus entschuldigte.

In anderen Passagen seines Bandes beschäftigt sich Primo Levi detail-skrupulös mit der Lagererfahrung Alexander Solschenizyns und mit dessen Büchern und erinnert an das Schicksal der 1945 „befreiten“ sowjetischen Kriegsgefangenen, die als vermeintliche „Verräter“ in den stalinistischen Gulag transportiert oder sogleich erschossen wurden - auch dies ein intellektuell-ethisches Antidot zu jener elenden rechtslinken „Wer-war-schlimmer“-Aufrechnerei. Und dann, und auch dies ein Schlüsseltext, gedanklich stringent und stilistisch makellos: Angeregt von Jean Améry, eine Reflexion über die besondere Gefährdung des unpraktisch veranlagten, stets nach

„Sinn“ suchenden Intellektuellen, dessen Bücherwissen im nihilistischen Lager nichts zählt und sogar seine Widerstandskraft schwächen kann. Im Wissen um Levis andere, beherzt weltausgreifende Bücher, liest man diese Seiten und sagt sich (dies *wider* besseres Wissen): Wenn es einer dennoch „geschafft“ hat, dann dieser Doktor Levi. Unmöglich also, dass einer schließlich doch noch „Hand an sich legt“, da ihm doch aus jener frühen Erfahrung radikalster Reduktion menschlichen Daseins diese Kräfte zur Gegenwehr erwachsen waren, eine Kreativität, die unter seinem jahrzehntelangen Lackfabrik-Job (er wird 1977 pensioniert) nicht gelitten hat und uns heute noch beglückt. Denn ja, dieses Wort *Glück* muss unbedingt sein in einem Erinnerungstext an jenen Schriftsteller, dem wir so zahlreiche existentiell entscheidende Bücher verdanken.

In seinem 1975 erschienenem *Periodischen System* werden anhand des Charakters chemischer Elemente Etappen des eigenen Lebens erzählt; Saul Bellow mochte besonders dieses Buch und sorgte mit dafür, dass Levi auch in den Vereinigten Staaten bekannt wurde. Offenbart wird im verblüffend konzisen

*Periodischen System* auch der lebensweltliche Hintergrund von *Ist das ein Mensch?*: Zeitgleich mit der Niederschrift der Auschwitz-Erinnerungen war Levi in seinem ersten Nachkriegs-Brotjob in der Lackfabrik mit der Analyse eines Produktionsfehlers beauftragt worden. Entfremdung vom Eigentlichen? Im Gegenteil: Schönheit und Würde der Arbeit, Eleganz und Glück genauen Messens, Kitzel der nun dem Zivilen dienenden chemischen Experimente - und Stimulanz für's Schreiben, „das nun nicht mehr ein Betteln um Mitgefühl und freundliche Gesichter war, sondern ein Bauen bei klarem Bewusstsein, ohne das Gefühl der Einsamkeit.“ Denn just in jenen Winterwochen 1946 hatte Primo Levi auch seine zukünftige Frau kennengelernt: „Nach wenigen Stunden wussten wir, dass wir zueinander gehörten, nicht für eine zufällige Begegnung, sondern fürs Leben, wie es denn auch geschah.“

*Wie es denn auch geschah ...* Schade, dass im allzu oft arg weihevollen Sprechen über diesen Ausnahme-Autor zumeist gerade das fehlt: Das eroberte Glück und die Fähigkeit zu präziser Erinnerung, die Mehrfach-Begabung des Intellektuellen, Schriftstellers und Chemikers aus Passion. „Der Gegner war ja noch immer derselbe, das Nicht-Ich, die dumme Materie, feindselig-träge wie die menschliche Dummheit und wie diese stark in ihrem passiven Stumpfsinn.“ Levi hielt deshalb nichts von einer Verteufelung des Technischen, wie es auf höchst verschwiemeltem Niveau der ehemalige Hitler-Bewunderer Heidegger tat, um die nazistischen Menschheitsverbrechen nun in einer generellen Zivilisationskritik zu nivellieren. Aber auch der linke Sprech, nach welchem „Fabrikarbeit gleich KZ“ sei, ging Primo Levi gegen den Strich.

Literarisches Resultat dieser frohgemuten Wertschätzung handwerklicher Arbeit ist der Roman *Der Ringschlüssel*, nach dessen Lektüre man keinen Monteur wieder ignorant übersehen wird. Welch gelungene, empathische Ausweitung der Aufmerksamkeitszone! Als das Buch 1978 erschien, meldeten sich im italienischen Fernsehen zahlreiche Arbeiter und Auslands-Monteuere, um Levis pikaresken Technikabenteuer-Roman zu preisen: Ja, genau so ginge es zu ihrer Welt der Destillierapparate, Schweißgeräte und Ringschlüssel! Und auch das eine Glückserfahrung beim Lesen: Jene „entfernte Möglichkeit des Guten“, nach welcher Primo Levi in Auschwitz so verzweifelt gesucht hatte - sie existiert ja trotz alledem und alledem. Und findet ihren wohl kraftvollsten Ausdruck im 1982 erschienenem Roman *Wann, wenn nicht jetzt?*, der die spannende Weltkriegs-Geschichte russischer und polnischer Partisanen erzählt, mutiger linker Herzenszionisten, die hinter den Linien die deutsche Truppen angreifen, sich tunlichst von den NKWD-dominierten sowjetischen Einheiten fernhalten, Tod und Kälte trotzen und schließlich bei Kriegsende den Weg nach Italien finden, um von dort übers Mittelmeer hinüber zu setzen nach Eretz Israel.

Was also, wenn wir diesen wunderbaren Doktor Levi, dessen 30.Todestag sich in diesem Monat jährt, so in Erinnerung behalten würden - als Lebenden, mit dieser immensen Wertschätzung für all die Geschichten, die erzählt werden müssen, aber auch erzählt werden *können*? „Es ist nicht wahr, dass Unordnung sich nur durch Unordnung darstellen ließe; es ist nicht wahr, dass das Chaos des beschriebenen

Blatt Papiers das beste Sinnbild ist für jenes endgültige Chaos, das uns erwartet: dieser Glaube ist ein typisches Laster unseres Jahrhunderts der Unsicherheit. Da wir Lebenden aber nicht allein sind, sollten wir auch nicht so schreiben, als wären wir allein.“

Wer Primo Levi liest, wird *nie* wieder allein sein. Ein größeres Geschenk kann ein Mensch einem anderen nicht machen.

## **Impressum, Nachweise**

© für diese Ausgabe: PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland. Die Texte wurden, soweit nichts anderes vermerkt ist, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

**Satz:** Hubert Dammer

